

RENOVATIO

CHRISTLICH - KRITISCH - AKTUELL

ZEITSCHRIFT FÜR DAS

INTERDISZIPLINÄRE

GESPRÄCH

- **„Für eine bessere Zukunft“**
Das Verhältnis des Heiligen Stuhls zu Europa
am Beispiel der Zwischenkriegszeit
von Verena Bull
- **Mit Wissen wächst Verantwortung?!**
Die literarische Reise der Ida Gräfin von
Hahn-Hahn 1844 ins „Morgenland“ im Spiegel
zeitgenössischer Orientbilder
von Elisabeth K. Fischer
- **Dankesworte**
zur Verleihung des Theologischen Preises der
Salzburger Hochschulwochen 2014
von Christoph Theobald / Michael Theobald
- **Sind die katholischen Intellektuellen in
Deutschland am Ende?**
Beispiel: Ruhrgebiet
von Hans Waldenfels / Maria-Luise Born
- **Wer und was Papst Franziskus prägt**
Das Vorbild des Peter Faber SJ
von Markus Roentgen



KAVD
Katholischer
Akademikerverband
Deutschlands



INHALT

<i>Editorial</i>	04
<i>Grußworte</i>	06
„Für eine bessere Zukunft“ Das Verhältnis des Heiligen Stuhls zu Europa am Beispiel der Zwischenkriegszeit Verena Bull	18
Mit Wissen wächst Verantwortung?! Die literarische Reise der Ida Gräfin von Hahn-Hahn 1844 ins „Morgenland“ im Spiegel zeitgenössischer Orientbilder Elisabeth K. Fischer.....	31
Dankesworte zur Verleihung des Theologischen Preises der Salzburger Hochschulwochen 2014: Grenzüberschreitende Gastfreundschaft als Aufgabe Europas Christoph Theobald.....	42
Vom Über-Setzen und von anderen Grenzüberschreitungen Michael Theobald.....	48
Sind die katholischen Intellektuellen in Deutschland am Ende? Beispiel: Ruhrgebiet Hans Waldenfels / Maria-Luise Born.....	53
Wer und was Papst Franziskus prägt Das Vorbild des Peter Faber SJ Markus Röntgen	66
<i>Bücher und Zeitschriften</i>	
Rezension zu: Hans Waldenfels: Sein Name ist Franziskus. Der Papst der Armen	70
Rezension zu: Martin Bauschke: Der Sohn Marias. Jesus im Koran	73

IMPRESSUM

RENOVATIO - Zeitschrift für das interdisziplinäre Gespräch

Herausgeber: Katholischer Akademikerverband Deutschlands (KAVD)

Präsidium: Präsident vakant

Vizepräsidenten: Dr. Bernhard M. Hillen (Schriftführer; Troisdorf) und Dr.med. Kartz-Bogislav Baller (Schatzmeister; Bad Soden-Salmünster)

weitere Vorstandsmitglieder: Dr. Stephan Handy (Parchim), Andreas Hölscher (Teltow), Bernd Lörch (Karlsruhe), Dr. med. Ulrich Rehlinghaus (Essen)

Redaktion: Andreas Hölscher (Teltow, V.i.S.d.P.)

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Albert Franz (Dresden), Dr. Bernhard M. Hillen (Troisdorf), Prof. Dr. Elisabeth Jünemann (Paderborn), Damian Kaiser (Marl),
med. Ulrich Rehlinghaus (Essen), Prof. Dr. Peter Roggendorf (Aachen), Prof. Dr. Peter Treier (Wuppertal)

Redaktionsanschrift: Katholischer Akademikerverband, Postfach 20 01 31, 45757 Marl, Hülstr. 23, 45772 Marl, Telefon: (0 23 65) 572 90 90,

Fax: (0 23 65) 572 90 91, E-Mail: geschaeftsstelle@kavd.de, Internet: www.kavd.de

Coverbilder wikimedia commons: © Thomas Wolf (www.foto.tw.de), CC-BY-SA-3.0.de; © LepoRello, CC-BY-SA-3.0.de; © Fritz Geller-Grimm, CC-BY-SA-2.5

Nachdruck und Vervielfältigung mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. ISSN 0340-8280

EDITORIAL

Liebe Mitglieder des KAVD,
verehrte Leserinnen und Leser der RENOVATIO,

mit dieser Ausgabe der Renovatio halten Sie nun den Abschlussband unserer Verbandszeitschrift in Ihren Händen. Über viele Jahre war sie in der Nachfolge des „Katholischen Gedankens“ das Publikationsorgan des KAVD, das – gemäß dem Dreiklang „christlich, kritisch, aktuell“ – aus interdisziplinärer Sicht zu Themen der Zeit in Kirche und Gesellschaft Stellung bezogen hat und auch tief- und hintergründig informieren wollte.

Die bewusst gewählten Fotos auf der Titelseite dieser Ausgabe – der Abteikirche Maria Laach, des Salzburger Doms und des Bonner Münsters – verweisen auf die Gründung des Verbandes und erinnern an zwei weitere wichtige Wegmarken.

In der Karwoche 1913 kam ein Kreis junger Akademiker aus Düsseldorf – unter ihnen Heinrich Brüning, Hermann Platz, Theodor Abele und Robert Schumann – zu Pater Ildefons Herwegen nach Maria Laach. Dieses Treffen in Maria Laach wird als der Anfang des Katholischen Akademikerverbandes angesehen. Am 25. Juni 1913 schlossen sich die Ortsvereinigungen von Bonn, Köln, Düsseldorf, Duisburg, Bremen, Essen und Kleve zum „Verband der Vereine katholischer Akademiker“ zusammen.

Der Katholische Akademikerverband Deutschlands gehörte 1931 zu den Gründungsmitgliedern der „Salzburger Hochschulwochen“. Einige Beiträge in dieser Ausgabe erinnern an die fruchtbare Zusammenarbeit über viele Jahrzehnte. In den letzten Jahren hat sich der Verband beim Publikumspreis für den wissenschaftlichen

Nachwuchs der Salzburger Hochschulwochen engagiert.

Nach dem zweiten Weltkrieg lässt sich der Startschuss zum Neubeginn des Verbandes mit einer ersten Tagung unter dem späteren Generalsekretär Dr. Paul Wolff im Akademiker-Sekretariat in Bonn verknüpfen. Die offizielle Neugründung erfolgte am 1. Juni 1947 in Mülheim/Ruhr. Ein Haus im Venusbergweg in der Nähe zum Bonner Münster beherbergte über viele Jahre das Generalsekretariat des KAVD. Der Verband hat Höhen und Tiefen erlebt, getragen wurde er durch das ehrenamtliche Engagement vieler Mitstreiter. An einige Daten und Fakten wollten wir an dieser Stelle erinnern.

Nun heißt es nicht nur Abschied zu nehmen, der für den einen oder anderen auch mit wehmütigen Gefühlen begleitet sein wird. Vor allem heißt es Danke zu sagen: Wir danken für Ihre Zugehörigkeit zur Renovatio-Leserschaft, wir danken für Ihre Treue und Ihr entgegengebrachtes Interesse, wir danken für all die kritischen und lobenden Rückmeldungen, aber auch für die aus innerer Überzeugung geäußerten Bedenken und vorgebrachten Anfragen. Wir danken aber auch von Verbandsseite für die vielen Frauen und Männer, die für Renovatio über all die Jahre gearbeitet und viel persönliche Zeit und Energie aufgebracht haben.

Gemäß dem Beschluss der Generalversammlung vom Juni dieses Jahres wird der KAVD zum 31. Dezember 2014 seine bundesweite überdiözesane Struktur und Repräsentanz und damit auch diese Zeitschrift

aufgeben. Damit wird nicht der KAV in seiner Gänze nach 101 Jahren aufhören zu existieren. Aber er passt gemäß dem Wortinhalt Renovatio seine Strukturen den Erfordernissen dieser Zeit an, indem er wegen des Mitgliederschwundes und rückläufiger Beiträge nicht mehr tragbare und haltbare Belastungen abstreift. Wir setzen uns halt kleiner und bündeln die Energien!

Auch in Zukunft werden die örtlichen und diözesanen Vereinigungen weiter bestehen und weiter ihr Wirken in ihren jeweiligen Regionen entfalten. Insofern ist der GV-Beschluss nicht ein Ende, sondern eine Zäsur mit der Chance zu einem Neubeginn in lokalen und diözesanen Strukturen, die näher an den Menschen, ihren Anliegen, Sorgen und Wünschen sind.

Der Auftrag des katholischen Akademikers und mithin der Satzungszweck des KAVD als Zusammenschluss von Männern und Frauen, „denen aufgrund ihres Wissens und ihrer Fähigkeit in Gesellschaft und Staat, Wirtschaft und Verwaltung, Wissenschaft und Kultur, in der Kirche und in der Welt eine besondere Verantwortung erwächst“ ist bleibend gültig. Die gesetzte Aufgabe, in Verpflichtung zur katholischen Glaubenslehre „das christliche Zeugnis in Familie, Kirche und Gesellschaft zu leben, das Wissen um Lebens- und Glaubensfragen zu mehren, das kulturelle Erbe weiterzugeben, der Gerechtigkeit, dem Frieden und der Bewahrung der Schöpfung zu dienen“, ist nach wie vor aktuell, zwingend gefordert und ein bleibendes Vermächtnis.

Regelmäßig haben wir zu Beginn unserer Versammlungen vor Eintritt in die Tagesordnung mit dem Gebet des KAVD begonnen. Dieses soll nun auch an dieser zweifellos markanten Zäsur unser vorerst letztes gemeinsames WORT zum Abschied sein, der sicher auch ein Wiedersehen bei der einen oder anderen Gelegenheit nicht ausschließt:

*Oh Gott!
Du bist die einzige Quelle des Lebens, des
Lichtes und der Wahrheit.
Gib Deinen Dienern und Dienerinnen,
die sich zusammengeschlossen haben,
um in Deine Wahrheit einzudringen und
für sie Zeugnis zu geben in der Welt:
den Geist der Wahrheit,
den Mut des Bekenntnisses,
die Kraft der Demut
und das Feuer Deiner Liebe!*

Es grüßt Sie herzlich



Dr. Bernhard Hillen
Vizepräsident des KAVD

GRUSSWORTE



*Prälat Peter B. Wells, Assessor
aus dem Vatikan, am 18. Juni 2013*

Mit Ihrem werten Schreiben vom 4. Juni des Jahres haben Sie Papst Franziskus um ein Grußwort für eine geplante Festschrift zum 100-Jahr-Jubiläum des Katholischen Akademikerverbandes Deutschlands (KAVD) gebeten.

Im Namen Seiner Heiligkeit danke ich Ihnen für Ihre Zeilen und Ihre freundliche Anfrage, mit der Sie Ihre Verbundenheit mit dem Nachfolger Petri zum Ausdruck bringen. Ich bitte allerdings um Verständnis dafür, dass aufgrund der großen Inanspruchnahme des Heiligen Vaters mit universalkirchlichen Aufgaben und aus grundsätzlichen Überlegungen den zahlreichen Gesuchen um Beiträge für Festschriften oder ähnliche Publikationen leider nicht entsprochen werden kann. Gegebenenfalls könnte der Ortsbischof oder der Zelebrant des Festgottesdienstes um einen kurzen päpstlichen Segensgruß bitten, der dann im Rahmen dieser Feier verlesen wird.

Papst Franziskus bittet Sie, ihn und seinen Petrusdienst mit Ihrem Gebet zu begleiten. Gerne schließt der Heilige Vater seinerseits auch das Wirken des Katholischen Akademikerverbandes Deutschlands in sein Beten ein und erbittet Ihnen sowie allen Mitgliedern des KAVD Gottes reichen Segen und die Freude des Heiligen Geistes.

Mit besten Wünschen und
freundlichen Grüßen

Prälat Peter B. Wells



Erzbischof Dr. Robert Zollitzsch
ehemaliger Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Ihnen, die Sie im Katholischen Akademikerverband zusammengeschlossen sind, gratuliere ich herzlich zum einhundertjährigen Verbandsjubiläum! Wenn man bedenkt, welche teils dramatischen geschichtlichen Ereignisse, Entwicklungen und Verwerfungen sich in dieser langen Zeit ereignet haben, staunt man umso mehr über das Beharrungsvermögen Ihres Verbandes. Vieles hat der KAVD in all den Jahrzehnten geleistet, worauf er stolz sein darf und wofür ihm Dank gebührt!

Freilich bietet ein solch großes Jubiläum auch Anlass zur Nachdenklichkeit, denn es ist ja kein Geheimnis, dass der KAVD zu Beginn der 1930er Jahre in die Ideologie des Nationalsozialismus verstrickt war. Es ist gut, dass sich der KAVD schon nach kurzer Zeit von dieser Verirrung distanziert hat und dass dieses Kapitel auch in der vorliegenden Festschrift selbstkritisch angesprochen wird. Die Fähigkeit zur kritischen Selbstreflexion und zur wachen Differenzierung ist es, die den heutigen KAVD auszeichnet. Die Kirche braucht Menschen wie Sie, die vor dem Hintergrund des christlichen Weltbildes die „Zeichen der Zeit“ zu deuten wissen und damit auch Anderen Orientierung geben.

Der KAVD hat sich als Gründungszweck die „Förderung der religiösen, hochschulpolitischen und allgemeinpolitischen Weiterbildung im außerschulischen und außerberuflichen Bereich“ auf die Fahnen geschrieben, weil seine Mitglieder davon überzeugt sind, dass Persönlichkeits- und Allgemeinbildung nicht mit dem Schulabschluss bzw. der Berufsausbildung und dass religiös-geistliche Bildung nicht mit der Firmkatechese oder dem schulischen Religionsunterricht enden darf. Diese Maxime entspricht zutiefst dem christlichen Sendungsauftrag: Gerade die christlichen Akademikerinnen und Akademiker haben die Verpflichtung, die Verheißungen des Evangeliums und die Förderungen der aufgeklärten Vernunft in Einklang zu bringen und sich in diesem Einklang lebensgestalterisch einzubringen. Dem KAVD ist das vielfach gelungen – nicht zuletzt durch seine maßgebliche Mitträgerschaft der „Salzburger Hochschulwochen“. Mit ihrem diesjährigen Leitmotiv „Gefährliches Wissen“ benennen die Salzburger Hochschulwochen 2013 eine zentrale Herausforderung katholisch-akademischen Engagements: Obwohl heute viele Forschungsinstitutionen eigene Ethikkommissionen unterhalten, herrscht gerade in den säkularen Wissenschaften

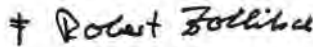
oft große Unsicherheit in ethischen Fragen – hier sind katholische Akademikerinnen und Akademiker gefordert, die Wertmaßstäbe des Christentums im Ringen um das rechte Handeln und richtige moralische Urteil plausibel zu machen.

Es trifft sich gut, dass das Jubiläum des KAVD mit dem fünfzigjährigen Jubiläum des Zweiten Vatikanums zusammenfällt: In der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ wird gefordert, dass die Christen „... durch ihre Kompetenz in den weltlichen Bereichen und durch ihre innerlich von der Gnade Christi erhöhte Tätigkeit einen gültigen Beitrag leisten [...], damit die Sendung der Kirche den besonderen Verhältnissen der heutigen Welt voller entsprechen kann“ (Vatikanum II, dogmatische Konstitution Lumen gentium 36). Diese Durchdringung weltlicher Dinge in der Gnade Christi erlangt nur der, der den „sensus fidelium“ einerseits und die „topoi alieni“ (die fremdprophetischen Erkenntnisorte) andererseits nicht nur achtet, sondern mit ihnen in Austausch tritt: durch

die Reflexion und Inkulturation des Glaubens im freien Dialog mit allen, die nach der Wahrheit suchen.

Eine auf Glaube und Vernunft fußende Deutekompetenz, eine Weitung des geistigen Horizonts, ein Ordnungsrahmen der Humanität – das tut not in unserer Zeit. Dafür brauchen wir den Katholischen Akademikerverband Deutschlands. Möge ihm – um mit dem Psalmist zu sprechen – wie dem Adler die Jugend erneuert werden (Psalm 103,5)!

Mit freundlichen Grüßen



Dr. Robert Zollitsch
Erzbischof



Joachim Kardinal Meisner
emeritierter Erzbischof von Köln

Durch Ministerialerlass vom 21. Dezember 1938 wurde der Katholische Akademikerverband, dessen Zentrale im Erzbistum Köln ihren Sitz hatte, mit sofortiger Wirkung aufgelöst. Unter dem 31. Januar 1939 erhob der Kölner Oberhirte durch Eingaben an den Reichsinnenminister und den Chef der Geheimen Staatspolizei gegen diese Maßnahme, die den Katholischen Akademikerverband auf eine Stufe mit kommunistischen Organisationen stellte, Einspruch. Eine Antwort ist nicht erfolgt.“ Dieses Zitat aus dem zusammenfassenden Bericht meines Amtsvorgängers, Erzbischof Karl Joseph Kardinal Schulte, vom April 1939 an den Heiligen Stuhl, der sich sowohl in den im Jahre 1949 gedruckten „Kölner Aktenstücken“ als auch auf der aktuellen Homepage Ihres Verbandes befindet, markiert einen gravierenden Einschnitt in der nun 100jährigen Geschichte des Katholischen Akademikerverbandes Deutschlands.

Wie Ihre Festschrift näher erläutert, wurden nach dem Aachener Katholikentag im Jahre 1912 die in den mit katholischer Bevölkerung anwachsenden Städten des rheinisch-westfälischen Industriegebietes entstandenen Ortsgruppen des Vereins akademisch gebildeter Katholiken 1913

hier in Köln zum Verband der Vereine katholischer Akademiker zusammenschlossen. Im sich entfaltenden Verbandskatholizismus der Epoche der Weimarer Republik und unter seinem Sekretär, Prälat Dr. Franz Xaver Münch, fand der Katholische Akademikerverband weitere Verbreitung in den deutschen Diözesen, sodass Papst Pius XI. ihm 1928 das „Apostolat des Geistes“ übertragen konnte. Weiterhin gehörte Ihr Verband im Jahre 1931 zu den Mitbegründern der „Salzburger Hochschulwochen“ und erreichte 1935 die Mitgliederzahl von 11.000, darunter bekannte Persönlichkeiten wie etwa Robert Schumann, Heinrich Brüning und Professor Alois Dempf.

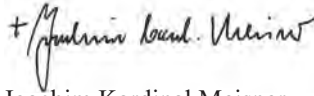
Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde schon 1947 von Monsignore Otto Maurer in der Tradition der Katholischen Aktion der Verband katholischer Akademiker und Akademikerinnen in Wien gegründet, bevor dann 1948 in Mülheim an der Ruhr, damals in unserem Erzbistum, für Westdeutschland der Katholische Akademikerverband wiederbegründet werden konnte. Ihr seit 1928 erschenenes Verbandsorgan „Der katholische Gedanke“ wurde ab 1976 zur Zeitschrift „Renovatio“, die sich im Geist des Zweiten Vati-

kanischen Konzils (1962-1965) und aus katholischer Weltsicht dem interdisziplinären Gespräch stellt.

Wie wir in diesem Jahr auf dem eucharistischen Kongress in Köln gemeinsam gefeiert haben, sind Glaube und christliches Engagement in der Welt unsere Antworten auf die liebevolle Zuwendung Gottes in Jesus Christus zu den Menschen. Durch Ihre Arbeit in den verschiedenen Berufsfeldern geben Sie die Liebe Gottes an die Menschen weiter und erfüllen so einen der vornehmsten kirchlichen Grundaufträge. Dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen.

Für Ihre segensreiche Arbeit und Ihr engagiertes Zeugnis wünsche ich Ihnen zu Ihrem Jubiläum den Segen und die Gnade Gottes.

Ihr

A handwritten signature in black ink, which reads "Joachim Kardinal Meisner". The signature is written in a cursive style with a small cross at the beginning.

Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln



Dr. Felix Genn
Bischof von Münster

Sehr geehrte Damen und Herren,
verehrte Mitglieder des Katholischen
Akademikerverbandes Deutschlands!

Christen wissen sich in eine besondere
Verantwortung gestellt. Nicht nur deshalb,
weil sie zum Glauben gerufen sind, son-
dern auch, weil sie den Gang der Welt
und die Entwicklung unserer Gesellschaft
nicht sich selbst überlassen dürfen.

Um diese Verantwortung überzeugend
und gestaltend wahrnehmen zu können,
bedarf es der Aktivierung aller Kräfte, die
der Schöpfergott uns anvertraut hat, vor
allem in unserer Gemeinschaft mit Chris-
tus. Vernunft und Glaube sind darum jene
entscheidenden Befähigungen, auf die
sich der Christ beziehen wird, wenn es
gilt, dass er seiner Berufung und dem
Auftrag zur Weltgestaltung entspricht.

Der KAVD hat sich im Laufe seiner se-
gensreichen, nunmehr einhundertjährigen
Geschichte immer neu und nachdrücklich
dafür eingesetzt, diesen Maßgaben ge-
recht zu werden. Stets hat er mit einem
wachen Interesse jene Entwicklungen un-
serer Gesellschaft wahrgenommen und
begleitet, die der Förderung des Huma-
num dienen konnten, andererseits kri-
tisch seine Stimme erhoben, wenn Ver-
werfungen in unserer Gesellschaft dieses

Humanum zu gefährden drohten. Vonnö-
ten bleiben auch weiterhin eine durch
Glaube und Vernunft geschärfte Wach-
samkeit und die Teilnahme am öffentli-
chen Diskurs zu allen Veränderungen, die
sich in den Wertorientierungen unserer
Gesellschaft und damit zugleich in ihren
vielfältigen Bildungsbereichen abzeich-
nen. So gilt es etwa, auf die zahlreichen
Herausforderungen einzugehen, die sich
aus den neuen Fragen der Bioethik oder
den gegenwärtigen Verunklärunen unse-
res Ehe- und Familienverständnisses erge-
ben. Für die entsprechenden Ausein-
dersetzungen bildet ein Gewissen, das an
Vernunftseinsichten und dem Geist des
Evangeliums orientiert ist, die Richt-
schnur. Ein katholischer Verband darf sich
darüber hinaus auf das katholische Men-
schenbild und die reichen Glaubensaus-
sagen der kirchlichen Überlieferung be-
ziehen. So kann alles geistige Ringen um
die Klärung vieler Fragen und Anfragen
zu plausiblen Antworten führen und zu-
gleich unser christliches Zeugnis glaub-
würdig machen.

Da sich der Katholische Akademikerver-
band unseres Landes stets in diesem Sinn
eingesetzt hat, konnte er vielen katholi-
schen Akademikerinnen und Akademi-
kern zur Seite stehen und ihnen dazu ver-
helfen, bewusst und wirksam ihre Verant-

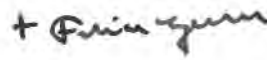
wortung im Beruf, für unsere Gesellschaft und die Kirche wahrzunehmen.

Wir Bischöfe sind Ihnen von Herzen dankbar für ihren unverzichtbaren Dienst, den Sie im Raum der Kirche für unsere Gesellschaft und ebenso für die Kirche in unserem Land leisten. Mag die verbandliche Arbeit heute auch durch veränderte Bedingungen mitunter erschwert sein, vertrauen Sie darauf, dass der Herr der Kirche unseren Einsatz fruchtbar machen wird. Lassen Sie auch nicht darin nach, die Veränderungsprozesse mitzugestalten, welche die (ehemals) volksskirchliche Gestalt der Kirche hin zu einer neuen Weise des Kircheseins betreffen und bleiben Sie bitte nicht zuletzt uns Bischöfen gute Ratgeber, so dass es uns möglich wird, im

Miteinander dem Auftrag der Kirche gerecht zu werden!

Mit herzlichen Segenswünschen für Ihre weitere Arbeit, für alle Mitglieder Ihres Verbandes, aber auch für alle, die zu Ihnen gehören.

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Felix Genn', with a small cross symbol to the left.

Felix Genn
Bischof von Münster



Dr. Alois Kothgasser
emeritierter Erzbischof von Salzburg

Das 100-jährige Bestandsjubiläum des Katholischen Akademikerverbandes Deutschlands, das am 25. Juni dieses Jahres begangen werden konnte, ist für die Erzdiözese Salzburg ein Anlass, dem Verband für sein großes Engagement zu danken und den hervorragenden Einsatz für die Abhaltung der Salzburger Hochschulwochen besonders zu würdigen.

Bereits vor der Gründung der Salzburger Hochschulwochen wurde auf einer Herbsttagung dieses Verbandes in Salzburg im Jahr 1930 der feierliche Beschluss gefasst, „dass der Verband in Verbindung mit dem fürsterzbischoflichen Stuhl, der theologischen Fakultät und der Benediktinerkonföderation alljährlich in Salzburg Hochschulwochen als eine Universitas in nuce veranstalten will“, wie der Berichtsband der ersten Salzburger Hochschulwochen im Jahr 1931 meldet¹.

Als Ziel dieser Hochschulwochen wurde im Prospekt formuliert, dass sie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen „möglichst umfassenden und zusammenhängenden Einblick in die Grundtatsachen und Grundwahrheiten katholischen Wissens und Forschens bieten“², wie im selben Berichtsband nachzulesen ist.

Mit dieser Zielangabe wurden die ersten Hochschulwochen 1931 und 1932 erfolgreich durchgeführt. Die politischen Ereignisse nach 1933 verhinderten dann für längere Zeit eine weitere Zusammenarbeit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als es den Bürgern der Bundesrepublik Deutschland wieder erlaubt war, ins Ausland zu reisen, hat sich der Katholische Akademikerverband Deutschland neuerlich mit großer Entschiedenheit für die Weiterführung der Salzburger Hochschulwochen eingesetzt. Die in der Zwischenzeit entstandenen Bonner Hochschulwochen wurden zu Gunsten von Salzburg wieder aufgegeben³.

Seither gehört der KAVD zu den tragenden Säulen der Salzburger Hochschulwochen. Er mobilisiert jedes Jahr zahlreiche Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum Besuch der Veranstaltungen. Er organisiert Treffen von Akademikern im Priesterseminar und fördert so den geistigen und kulturellen Meinungsaustausch zwischen den Besucherinnen und Besuchern.

Es liegt daher der Erzdiözese Salzburg sehr am Herzen, dem Verband für seine

vielfältige organisatorische, finanzielle und vor allem geistige Unterstützung zu danken. Bis zum heutigen Tag ist die Verbundenheit der katholischen Akademiker Deutschlands mit der alten Bischofsstadt Salzburg deutlich spürbar und die Hochschulwochen sind ein Markenzeichen und Gütesiegel für das geistige Leben in Salzburg. In der zeitlichen Nähe zu den Festspielen liegt sicher auch ein besonderer Anziehungspunkt für kreative Menschen begründet.

Möge die seit langem bestehende hervorragende Zusammenarbeit des KAVD mit den Salzburger Hochschulwochen im besonderen und mit der alten Bischofsstadt Salzburg im Allgemeinen weiter gedeihen und vielen Menschen auf der Suche nach einer glaubwürdigen Gestaltung des Lebens aus dem christlichen Glauben Ermutigung, Impulse und Festigung bieten.

Anmerkungen

¹ Die ersten Salzburger Hochschulwochen 1931, hrsg. v. P. Alois Mager, Salzburg 1931, 16

² P. Thomas Michels, Salzburger Hochschulwochen 1931-61, 9

³ Hans Heinrich Kurth: Der KAVD und die Salzburger Hochschulwochen, in Christliche Weltdeutung: Salzburger Hochschulwochen 1931- 1981, Paulus Gordan, hrsg. V. Paulus, Kvelaer Granz-Wien-Köln, 1981, 63



Alois Glück
Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Der Katholische Akademikerverband Deutschlands blickt mit dieser Festschrift auf eine hundertjährige Tradition engagierten Laienapostolats zurück. Ich möchte Ihnen auf diesem Weg meine besten Wünsche übermitteln und meine Anerkennung zum Ausdruck bringen. In diesen hundert Jahren einer wechselvollen Geschichte hat der KAVD eine wichtige Rolle in der katholischen Verbändelandschaft und im Laienkatholizismus in Deutschland und darüber hinaus gespielt. Katholische Akademikerinnen und Akademiker haben sich im Verbund gemeinsam ihrer Verantwortung gestellt, Zeugnis zu geben von ihrem Glauben in dieser Welt und sie in diesem Sinne mitzugestalten. Ein besonderes Augenmerk hat der KAVD dabei immer auf den Bereich der Bildung und der Weiterbildung gerichtet. Eine Vielzahl von Veranstaltungen der katholischen Erwachsenenbildung geht auf Ihre Initiativen zurück und ermöglicht auch heute Menschen in unterschiedlichen Regionen unseres Landes, ihr Wissen zu erweitern und ihren Glauben zu vertiefen.

Der KAVD steht mit seiner Tradition für eine gelebte Kultur der Verantwortung von Christinnen und Christen in Kirche

und Gesellschaft. Wissen und Fähigkeiten dürfen nicht von der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, getrennt werden, wenn unsere Gesellschaft zukunftsfähig bleiben will. Der Zusammenschluss katholischer Akademikerinnen und Akademiker hat diese Verbindung immer betont und gefördert.

Hans Heinrich Kurth hat die Ziele des Verbandes zum achtzigsten Jubiläum klar herausgestellt: „den persönlichen Glauben vertiefen, das christliche Zeugnis in der Gesellschaft leben, das Wissen um Lebens- und Glaubensfragen mehren, die Dialog- und Urteilsfähigkeit fördern, das kulturelle Erbe weitergeben, der Gerechtigkeit und dem Frieden dienen.“ Auch wenn die verbandliche Zukunftssicherung des KADV gegenwärtig eine große Herausforderung darstellt, bin ich davon überzeugt, dass diese Zielsetzungen für unsere Gesellschaft von entscheidender Bedeutung sind. Wir brauchen Menschen, die aus ihrem Glauben heraus Verantwortung für die Zukunft übernehmen und Ziele langfristig verfolgen. Das sind die entscheidenden beiden Merkmale einer zukunftsfähigen Kultur, von der wir uns heute entfernt haben. Ein von Verantwortung geprägtes Leitbild bildet die Grundlage, um in den gegenwärtigen Krisen zu

bestehen und neue Perspektiven des Zusammenlebens zu entwickeln. Es gilt, die Grundlage für eine zukunftsfähige Kultur als Ausdruck eines ganzheitlichen Denkens und Handelns zu schaffen. Die prägenden Leitbilder müssen dabei Geschichtsbewusstsein, Achtung der Traditionen, die Wahrung der eigenen Identität, das Verantwortungsbewusstsein für die Aufgaben der Gegenwart und die notwendigen Weichenstellungen für die Zukunft sein. Der innere Kern dieser Wertewelt stellt unser christliches Menschenbild dar, entsprechend der Formulierung unseres Grundgesetzes »Die Würde des Menschen ist unantastbar«. Diese grundlegenden Werte manifestieren sich in einer gelebten Kultur der Verantwortung, die den Anspruch auf Freiheit und Selbstbestimmung mit der Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung verbindet. Persönlichkeitsentwicklung und Bildung, für die der KAVD sich seit seiner Gründung im Jahr 1913 engagiert, bilden dafür ein entscheidendes Fundament.

Ein solches Kulturverständnis ist offen für geistige Auseinandersetzungen mit Andersdenkenden, für die Werte der Menschen fremder kultureller Prägung, für die Tatsache, dass wir in einer pluralistischen und globalisierten Welt leben. Als Mitinitiatoren der Salzburger Hochschulwochen hat der KAVD ein besonderes Diskussionsforum geschaffen, in dem der Diskurs zwischen Theologie, anderen Wissenschaften und Künsten einen durch Kontinuität geprägten universitären Ort findet. Jedes Jahr stellen sich hier Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dem interdisziplinären Austausch zu einer aktuellen Fragestellung, wie in diesem Jahr unter dem Titel „Gefährliches Wissen“ zu den Problemlagen global vernetzter Informationsgesellschaften. Darüber hinaus fördert die Salzburger Hochschulwoche gezielt

junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler durch ihre Publikumspreise und zeichnet das Gesamtwerk eines Theologen aus. Ich freue mich, dass in diesem Jahr Bischof Karl Kardinal Lehmann diesen Preis erhalten hat, der in seinem Leben theologische Wissenschaft und bischöfliches Handeln trefflich zu vereinen weiß. Die Salzburger Hochschulwochen setzen damit sowohl für die Arbeit des Zentralkomitees der deutschen Katholiken als auch über den katholischen Raum hinauswirkende bedeutsame Impulse.

Ich will diesen Beitrag nicht schließen, ohne dem KAVD und seinen Mitgliedern im Namen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken für das Engagement und die vielfältigen Beiträge zum Apostolat der Laien zu danken. Besonders danke ich für Ihre Beiträge zum Gelingen der Katholikentage und das Mitwirken im Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Dafür ein herzliches „Vergelt's Gott“.



Univ.-Prof. Dr. Gregor Maria Hoff
Obmann der Salzburger Hochschulwochen

An der Schwelle zu einer neuen Epoche ist der KAVD gegründet worden, am Übergang des imperialen Zeitalters in ein demokratisches Europa. Dieser Weg führte durch zwei Weltkriege, und in ihrem Schlagschatten veränderte sich nicht nur die deutsche Gesellschaft, sondern die katholische Kirche. Die vermeintlichen Sicherheiten der „societas perfecta“ lösten sich politisch wie kulturell auf und hinterließen nicht zuletzt intellektuelle Herausforderungen. Der KAVD musste sich ihnen schon aus professionellen Gründen als Akademikerverband stellen – und tut dies bis heute. Die Umbrüche der Kirche hat er kritisch begleitet und in seinen vielfältigen Wirkungsfeldern Orientierungsgebote zu setzen verstanden.

Es ist von daher kein Zufall, dass der KAVD den Salzburger Hochschulwochen von ihren Anfängen an konstitutiv verbunden war. Christliche Deutungsarbeit in den Zeichen der Zeit führen diese beiden bedeutenden Institutionen eines intellektuell auseinandersetzungsfähigen Katholizismus bis heute zusammen. Maßgeblich geprägt von den Vertretern des KAVD in Präsidium und Direktorium, haben die SHW als älteste und größte europäische

Sommeruniversität dem KAVD tiefen Dank für sein großes Engagement zu sagen. Es zeigt sich bis heute vielfältig – prominent in der Gestaltung und Durchführung des Publikumspreises der SHW für den wissenschaftlichen Nachwuchs.

Der Blick auf die Jugend, die nachrückt, legt auch den Wunsch für den KAVD nahe: dass er auch im zweiten Jahrhundert seines Bestehens die zukunfts offene Vitalität des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche bezeugen, aber auch selbst erfahren möge. An der Schwelle zu den elementarsten Krisen Europas gegründet, hat der KAVD Erfahrung auch in kirchlicher Krisenbewältigung gemacht. Inspirationen sind von ihm ausgegangen – und auch das wird bleiben.

So darf ich im Namen der Salzburger Hochschulwochen dem Katholischen Akademikerverband Deutschlands ganz herzlich gratulieren. Ich weiß mich ihm nicht nur institutionell, sondern auch durch viele seiner Mitglieder tief verbunden – und verpflichtet.

„Für eine bessere Zukunft“

Das Verhältnis des Heiligen Stuhls zu Europa am Beispiel der Zwischenkriegszeit

Verena Bull

MMag. Verena Bull ist Doktorandin am DFG-Graduiertenkolleg „Die christlichen Kirchen vor der Herausforderung Europa“ an der Universität Mainz.



Verena Bull und Erzbischof Dr. Franz Lackner

Mit April dieses Jahres sind zwei Päpste, Johannes XXIII. und Johannes Paul II. heiliggesprochen worden. Für die Stadt Rom, aber vor allem auch für die Medien stellte dies ein Großereignis dar, über das international berichtet wurde. Nicht selten wurde in diesem Zusammenhang die Rolle des Papstes als Vermittler zwischen verschiedenen Staaten und Kulturen gewürdigt. So ließ der deutsche Altkanzler und Katholik Helmut Kohl verlauten, dass Johannes Paul II., den er 1977 als Krakauer Kardinal in Mainz kennengelernt hatte, als

Brückenbauer Europas fungiert und einen wesentlichen Beitrag am Zusammenbruch des Kommunismus geleistet habe.¹

Umgekehrt hat Europa aber auch für den Vatikan nach wie vor eine zentrale Bedeutung. In einem Interview mit „Radio Vatikan“ am 17. Jan. 2014 äußerte Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin auf die Frage nach dem Verhältnis Papst Franziskus’ zu Europa:

„Selbstverständlich liegt Papst Franziskus als Hirte der Weltkirche die ganze Welt am Herzen. [...] Ich möchte aber etwas zu Europa sagen: Europa ist ein Bereich, der meiner Meinung nach Aufmerksamkeit verdient. Besonders gilt das für die Schaffung eines ‚Haus Europa‘. Das scheint mir sehr wichtig und etwas, wozu die Kirche einen Beitrag leisten kann: damit dieses Haus auch Werte hat und nicht nur ein rein politisches oder rein wirtschaftliches Konstrukt ist. Damit wichtige Werte geteilt werden, die ja auch ein wenig den Geist des europäischen Grundgedankens inspiriert haben.“²

Zudem ist der Staat [der] Vatikanstadt auch geografisch Teil Europas und steht als Völkerrechtssubjekt mit der Europäischen Union durch bilaterale Verträge in Verbindung. Darüber hinaus ist er Mitglied der Währungsunion. Im diplomatischen Bereich genießen die Vertreter des Heiligen

Stuhls, die Apostolischen Nuntien, vielfach einen Ehrenvorrang.³ Nicht wenige Päpste waren vor ihrem Pontifikat selbst als Nuntien in verschiedenen Ländern tätig oder besaßen eine diplomatische Ausbildung.

Wenn also von Europa die Rede ist, dann betrifft dies mehr oder weniger direkt auch die Kirche. Vor diesem Hintergrund ist das Verhältnis der Päpste zu Europa eine nähere Betrachtung wert. Dabei ist die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, in der sich Europa neu strukturierte, von besonderem Interesse, denn die Grenzen des heutigen Europa gehen im Wesentlichen auf die von 1918 zurück, als es durch den Zerfall der alten Großmächte zu einer Neuordnung der Staaten kam und neue Nationen wie Estland, Lettland, Litauen oder Polen entstanden.⁴ Mit etlichen schloss der Heilige Stuhl daraufhin Konkordate, d. h. bilaterale, völkerrechtlich bindende Verträge, in denen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche geregelt wird. Ferner stellte sich gerade damals die Frage, ob „der Vatikan nicht als Anwalt der Menschenwürde die moralische Pflicht [hatte], durch eine Friedensinitiative dem sinnlosen Morden in den Schützengräben und dem Giftgaskrieg ein Ende zu machen“⁵ und eine besondere Verantwortung für den Frieden in Europa trug. Wer sich mit „Kirche und Europa“ beschäftigt, kommt dementsprechend um die Zwischenkriegszeit und damit das Pontifikat Pius' XI. (1922-1939), welches sich beinahe zur Gänze mit der Zeit zwischen den Weltkriegen deckt, nicht herum. In der Folge soll daher das Verhältnis Pius' XI. zu Europa näher analysiert werden.

Doch woran kann man dieses eigentlich festmachen? Lässt sich so etwas wie ein Europadenken oder gar Europabild nachzeichnen? Und wenn ja, auf welche Weise? Am sinnvollsten erscheint es, dazu a) einerseits die offiziellen Dokumente, d. h. Enzykliken, Predigten und Ansprachen, etc., auf einen expliziten oder impliziten Euro-

pabegriff hin zu untersuchen sowie b) die Politik auf verschiedenen Ebenen zu betrachten. Letzteres umfasst sowohl die offiziellen politischen und diplomatischen Aktivitäten als auch beispielsweise den Umgang mit internationalen Organisationen, die sich mit unterschiedlichsten Anliegen an den Heiligen Stuhl wandten: Inwiefern wurde diesen geantwortet und welche wurden unterstützt? In diesem Rahmen werde ich einen besonderen Fokus auf die internationalen Nichtregierungsorganisationen legen, nachdem diese bislang in der Forschung kaum berücksichtigt wurden.

Gelehrter, Sportler, Friedenspapst. Von Achille Ratti zu Pius XI.

Fragt man nach den Europavorstellungen Papst Pius' XI., so stellt sich zugleich auch die Frage nach seiner Person, seinem Leben und seinem Werdegang. Wer war Achille Ratti? Aus welchen Verhältnissen stammte er? Und inwiefern prägte seine Herkunft seinen Werdegang, seine Ideen und Gedanken oder vielleicht sogar seine Sicht auf Europa?

Als Pius XI. starb, war der Tenor der Nachrufe ein äußerst positiver. Die „Papstbilder“, die in den Medien der damaligen Zeit sowie in den verschiedensten Biografien gezeichnet wurden, sind sehr vielfältig und fast allesamt positiv. Man hatte Pius XI. als Friedenspapst, Wissenschaftler und Bergsteiger – er hatte als Erster die 4634 Meter hohe Dufourspitze des Monte-Rosa-Massivs bestiegen⁶ – geschätzt. Man trauerte um den Pontifex, den man bereits zu Lebzeiten als bedeutenden Papst eingeordnet hatte, und viele Zeitgenossen vermuteten eine starke Rezeption durch die Nachwelt.⁷ So äußerte sich der damalige Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri über diesen, dass er „zweifellos als einer der größten Päpste der Katholischen Kirche in

die Geschichte eingehen“⁸ würde und der unter Pius XI. zum Kardinal kreierte Jean Verdier, Erzbischof von Paris und päpstlicher Legat, verkündete nach dem Tod des Papstes in einer Radioansprache:

„Ich habe soeben den Papst zu seiner letzten Ruhestätte geleitet, den großen Papst, den alle Welt beweint [...] Was uns in unserer Trauer tröstet, ist die einzigartige Anteilnahme der ganzen Menschheit. Man pries in ihm das weise Oberhaupt der Kirche, das sich zu allen Zeitfragen äußerten, den unerschrockenen Wächter christlicher Kultur, den genialen Kämpfer, der gegen die Mächtigen des Tages aufzustehen wusste, um die Verfolgten und Unglücklichen zu verteidigen, den mutigen Greis, der bis zu letzten Stunde, noch an der Schwelle des Todes, gearbeitet hat, den großen Freund des Friedens, der in heroischer Hingabe Gott sein Leben anbot, um die Schrecken des Krieges von uns fernzuhalten, schließlich einen Vater und einen Heiligen, der der ganzen Menschheit zur Ehre gereichte.“⁹

Anders als sein Vorgänger, Benedikt XV., stammte Pius XI. aus der gehobenen Mittelschicht: Er wurde am 31. Mai 1857 als fünftes Kind von Teresa Ratti, geb. Galli, und Francesco Ratti, der eine Seidenfabrik leitete, in Desio bei Monza (Lombardei) geboren und am 1. Juni auf den Namen Ambrogio Damiano Achille getauft. Die Großeltern waren Landwirte gewesen, die aufgrund des industriellen Aufschwungs in den städtischen Bereich gezogen waren.¹⁰ Dies dürfte nach Ansicht einiger Autoren Achille Ratti stark geprägt und sich auf sein späteres Pontifikat ausgewirkt haben – etwa in der Unterstützung internationaler Organisationen oder seiner Aufgeschlossenheit gegenüber neuer Technik.¹¹

Ebenso unterscheidet ihn von seinem Vorgänger – wie auch seinem Nachfolger –, dass er keine diplomatische Ausbildung absolviert hatte. Nach dem Besuch von Grundschule und Gymnasium in Monza und Mailand wurde er bereits im Alter von 22 Jahren im Lombardischen Kolleg in Rom aufgenommen und studierte an der Gregoriana, der Sapienza und der Thomas-Akademie, wo er mit 25 Jahren im Kanonischen Recht, in Theologie und Philosophie promovierte. 1882 folgte er dem Ruf nach Mailand, wo er als Professor für Theologie und sechs Jahre später auch im Dokorenkollegium der Ambrosiana tätig war. Hier betätigte er sich als Historiker und Paläograf und verfasste wissenschaftliche Publikationen, sodass er 1907 zum Leiter der Bibliothek ernannt wurde. In dieser Position kam es zu einem Austausch mit Gelehrten aus aller Welt. Gleichzeitig engagierte er sich in der Studierendenseelsorge und aufgrund seiner Deutschkenntnisse auch als Seelsorger der dort ansässigen Deutschen. 1912 wurde er von Pius X. nach Rom berufen und zunächst zum Propäfekten, anschließend zum Leiter der Vatikanischen Bibliothek ernannt. Für den Historiker Ratti dürfte diese Zeit von besonderer Bedeutung gewesen sein. Doch schon am 25. April 1918 ernannte ihn Benedikt XV. vor allem aufgrund seiner Sprachkenntnisse und internationalen Kontakte und trotz fehlender diplomatischer Erfahrung, zum Apostolischen Visitator für Polen und die angrenzenden Gebiete.¹² Die Jahre in Polen bildeten einen starken Kontrast zur bisherigen Tätigkeit. „Aus dem Frieden seiner weltberühmten Bibliothek gerissen, geriet er in einen wahren Hexenkessel, in dem leidenschaftliche und schier unlösbare Konflikte brodelten.“¹³, schreibt der Biograf MATHIEU-ROSA. Denn der Staat Polen war nach mehr als einem Jahrhundert der Teilung zwischen Russland, Preußen und Österreich und der eben erst

auf Initiative der Mittelmächte erfolgten Neugründungen ein politisch schwieriges Terrain.¹⁴ Das Land war gezeichnet von den Zerstörungen im Zuge des Ersten Weltkriegs, von Hunger, Krankheiten und Rohstoffmangel, es stand politisch insbesondere zwischen den Mächten Russland und Deutschland. Aufgabe Rattis war es, die Lage zu analysieren und die Kirche Polens wieder zu beleben. Was die „angrenzenden Gebiete“ betraf, so waren damit das Baltikum, Russland, aber auch „alle ehemals den Romanows unterworfenen Gebiete“ gemeint.¹⁵ Bei diesen untereinander verfeindeten Ländern war es unmöglich, politikfrei zu agieren und so ist es nicht verwunderlich, dass die Mission letztlich scheiterte: 1921 wurde in Polen jede politische Propaganda des Klerus untersagt und die polnischen Behörden forderten die Abberufung des Nuntius.¹⁶

Achille Ratti wurde daraufhin zurück nach Italien beordert und am 8. September 1921 als Erzbischof von Mailand inthronisiert. Nur wenige Monate später, nach dem Tod Benedikts XV. am 22. Januar 1922, wählte das Konklave vom 6. Februar 1922 Achille Ratti zum Papst.¹⁷

Europa in den offiziellen Dokumenten

Während des 17-jährigen Pontifikates Pius' XI. entstanden insgesamt 178 offizielle Dokumente, d.h. Allokutionen, Apostolische Schreiben, Breven, Briefe und Schreiben, Enzykliken, Motu Proprio, Predigten sowie Radiobotschaften, wobei Apostolische Schreiben und Briefe den größten Teil des Korpus darstellen. Inhalte und Anlass der Verlautbarungen variieren – die Themen reichen von der Eröffnung der Vatikanischen Pinakothek, der Ernennung des Heiligen Aloysius von Gonzaga zum Patron der katholischen Jugend oder der Unterzeichnung der Lateranverträge bis hin zur sich immer weiter zuspitzenden Lage in

Deutschland, welche in der bekannten Enzyklika „Mit brennender Sorge“ thematisiert wird. Dementsprechend ist auch der Europabezug, der Stellenwert, den Europa in den Dokumenten einnimmt, unterschiedlich stark ausgeprägt.

Untersucht man die offiziellen Dokumente auf den Begriff „Europa“ hin, so fällt auf, dass dieser verhältnismäßige selten vorkommt. Allein in den Enzykliken taucht er explizit nur 10 Mal auf. Die Kontexte, in denen er verwendet wird, sind unterschiedlich: So wird „Europa“ etwa in der Enzyklika „*Rerum Ecclesiae*“ den Missionsgebieten gegenübergestellt. Zumeist steht „Europa“ jedoch im Zusammenhang mit den Gräueln und der Last des Ersten Weltkriegs.

Wesentlich häufiger als „Europa“ sind hingegen die Begriffe „Welt“ (*mundus, mondo, monde, ...*) und daraus gebildete Begriffszusammensetzungen wie „Weltkirche“, vor allem aber implizite Hinweise, die anhand von Schlüsselbegriffen wie dem des „Friedens“ (*pax, pace, peace*) beziehungsweise „Weltfriedens“ (*pax mundi, pace mondiale*) festgemacht werden können. Daraus konnte man freilich schließen, dass die vatikanische Politik bereits damals nicht nur europäisch-international sondern, ganz im Sinne des Missionsgedankens, interkontinental-global ausgerichtet war. So handelt die Enzyklika „*Acerba Animi*“ von der Verfolgung der Kirche in Mexiko. Dennoch ist anzunehmen, dass dort, wo Pius von der „Welt“ spricht, primär Europa im Blickfeld steht. Denn gerade hier finden sich die Brennpunkte und Krisen der damaligen Zeit, gerade hier zeichnet sich ein neuer „Weltkrieg“ ab. Auch die Tatsache, dass die auf Deutsch verfasste Enzyklika „Mit brennender Sorge“ die Situation in Deutschland reflektiert, entspricht ganz dieser Vermutung.

Die Politik Pius' XI.

Betrachtet man die (Europa-)Politik Pius' XI., so sind in erster Linie die unter ihm geschlossenen Konkordate zu nennen. Konkret handelt es sich um Verträge mit den Ländern Lettland (1922), Bayern (1924), Polen (1925), Litauen (1927), Rumänien (1927/29), Italien (1929), Preußen (1929), Baden (1932), Österreich (1933), Deutschland (1933), sowie Jugoslawien (1935). Dadurch wurde versucht, die Eigenständigkeit und Freiheit der katholischen Kirche in diesen Ländern abzusichern. Andererseits belegt dies aber auch, dass sich der Heilige Stuhl mit diesen auseinandersetzte und sie als Teile Europas wahrnahm. Darüber hinaus wurden zahlreiche andere Abkommen mit mittel- und osteuropäischen Staaten geschlossen.¹⁸ Auffällig ist hierbei, dass es sich ausschließlich um europäische Staaten handelt und kein einziges Konkordat während der sogenannten „Konkordatsära“ mit außereuropäischen Nationen geschlossen wurde. Dieser Fokus lässt sich jedoch nicht mit der besonderen Notwendigkeit, die nur in Europa bestanden hätte, begründen, zumal die Kirche beispielsweise auch in Mexiko stark unter Verfolgung litt.

Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass im Pontifikat Pius' XI. ein ungewöhnlicher Schwerpunkt auf Russland lag: Trotz herber Rückschläge¹⁹ wurde um jeden Preis versucht, die Kontakte nicht abreißen zu lassen und durch die Russlandmission, aber auch über ein angedachtes Konkordat, welches letztlich nie umgesetzt wurde, den Fortbestand der dortigen Kirche zu sichern.²⁰ Aus diesen Bemühungen sowie der immer wiederkehrenden Erwähnung Russlands in den offiziellen Dokumenten im Zusammenhang der europäischen Lage lässt sich folgern, dass Russland von Pius XI. als Teil Europas oder zumindest wesentlich stärker als zu Europa gehörig

wahrgenommen wurde, als dies wohl heute der Fall ist.

Im Hinblick auf die Europapolitik Pius' XI. kann auch das Verhältnis des Heiligen Stuhles zu internationalen Organisationen der Zwischenkriegszeit in den Blick genommen werden: Welche internationalen Nichtregierungsorganisationen wandten sich mit Anfragen an den Heiligen Stuhl (bzw. den Papst oder den Kardinalstaatssekretär)? Inwiefern wurde diesen geantwortet und welche wurden unterstützt?

In der von politischer Unsicherheit, Arbeitslosigkeit, Hunger und Armut geprägten Zwischenkriegszeit wandten sich zahlreiche Privatpersonen, Vereine und (internationale) Organisationen an den Heiligen Stuhl oder auch direkt an den Papst, um sich die Bestätigung und (finanzielle) Unterstützung ihrer Projekte und Vorhaben zu sichern, den Heiligen Vater in seiner Funktion als diplomatische Instanz für die Idee des Friedens in Europa zu gewinnen oder ihn um Intervention zwischen den Staaten zu bitten. „Für eine bessere Zukunft“, so schrieb Martha Kaspar, eine Kindergärtnerin aus Zürich, im September 1923, möge sich der Heilige Vater einsetzen.²¹ Diese Schreiben sind – mit all ihren Rechtschreibfehlern und Anhängen – bis heute in den Vatikanischen Archiven aufbewahrt und bisweilen in thematisch sortierten Akten unter bezeichnenden Titeln wie „Pace mondiale“ zusammengefasst. Wie stark die Existenz mancher Organisationen aufgrund der wirtschaftlichen Lage bedroht, wie unsicher ihr Fortbestand war, zeigt das Beispiel der kipa, einer bis heute bestehenden katholischen Presseagentur, die 1917 durch den Schweizer Journalisten Ferdinand Rüeegg ins Leben gerufen wurde und ab 1921 eine Zeitschrift mit dem Titel „Ecclesiastica“ herausgab.²² Obwohl die Organisation nicht nur seitens der Schweizer Bischöfe gelobt sondern auch im Vatikan Anklang findet – Pius XI. erteilt der

kipa im Januar 1930 seinen Segen —²³, steht sie im Herbst 1930 am Rande des Ruins: Einen Mitarbeiter hat Rüegg bereits verloren, einen anderen kann er nur mit Mühe halten, seine Frau ist „unter der Arbeitslast zusammengebrochen“ und die Sorge, wie er seine acht Kinder weiterhin ernähren kann, ist groß. „Was ich mit der Mitarbeiterschaft anfangen und wie ich sie entschädigen soll, ist mir noch ein Rätsel.“, berichtet Rüegg.²⁴ Auch die katholischen Bibliotheken Münchens wenden sich 1923 an den Papst, weil sie nicht mehr in der Lage sind, Holz und Kohle für Heizungszwecke anzukaufen.²⁵

Beim Studium der Quellen in den Vatikanischen Archiven (ASV und A.E.S.) wird schnell deutlich, dass sich die Korrespondenzen sehr stark in ihrem Umfang unterscheiden. Während einige Vereine und Bewegungen nur ein oder wenige Male um Approbation und/oder Unterstützung baten, füllten die Schreiben anderer ganze Ordner, wenige sind sogar unter eigenständigen Positionen aufbewahrt. In den meisten Fällen sind sie jedoch nach Nuntiaturen und Ländern geordnet, wobei auffällt, dass das Ausmaß der Akten ebenfalls sehr verschieden ist. Während beispielsweise die Münchener und Berliner Nuntiaturakten äußerst viel und gut sortiertes Quellenmaterial beinhalten und in Indices z.T. bis auf Faszikel oder sogar Blatt der Inhalt verzeichnet ist, sind die holländischen und belgischen kaum erschlossen. Die Indices sind, wenn vorhanden, dürftig und ungenau, in den Akten selbst sind die Blätter lose und nicht nummeriert. Auch der Zustand der Quellen selbst variiert stark, etliche dürften durch Transport (z.B. von München nach Berlin) und schlechte Lagerungsbedingungen gelitten haben und weisen etwa Feuchtigkeitsschäden auf. Viele Briefe wurden nicht direkt an Rom gerichtet, sondern über die Nuntiaturen weitergeleitet und nicht selten hing es vom Interesse des jeweiligen Nun-

tius ab, ob ein Brief überhaupt das Staatssekretariat erreichte. Der Münchener und spätere Berliner Nuntius Kardinal Eugenio Pacelli bot dies manchmal von sich aus an oder ermutigte die um Unterstützung Suchenden, sich direkt an den HI. Stuhl zu wenden. Dementsprechend ergibt sich ein Bild, das nicht frei von Verzerrung ist, denn die Anzahl der überlieferten Quellen muss nicht automatisch die Anzahl der (katholischen) Organisationen in einem bestimmten Land oder die Lage des dortigen Katholizismus widerspiegeln. So wissen wir, dass in den Niederlanden der Zwischenkriegszeit ein sehr reger und aktiver Katholizismus herrschte, was sich zwar mittels der Tagespresse und vereinzelter Akten im A.E.S., nicht aber anhand der holländischen Nuntiaturakten selbst belegen lässt. Hinzu kommt, dass nicht zu allen Briefen Antwortschreiben bzw. die Entwürfe dazu erhalten sind, was jedoch nicht bedeutet, dass es solche nicht gegeben hätte. Denn obwohl auf so manchen Bittbrief die Antwort aus dem Vatikan fehlt, folgt darauf ein Dankeschreiben, aus dem ein Hinweis auf (finanzielle) Unterstützung hervorgeht. So wird beispielsweise in der Korrespondenz zwischen dem Untersekretär des Staatssekretariats, Kardinal Giuseppe Pizzardo, und der Vorsitzenden der „Unione delle Leghe Cattoliche Femminili“ (U.I.d.L.C.F.), Flore[ntine] Steenberghe-Engeringh, immer wieder auf Briefe Bezug genommen, die nicht in den Vatikanischen Archiven überliefert sind. Nachdem gerade die kleineren Organisationen oftmals nicht mehr existieren und kein Rechtsnachfolger vorhanden ist, ist auch eine Sichtung der Gegenüberlieferung nicht immer möglich.

Dies schränkt die Zahl der möglichen zu analysierenden Organisationen stark ein. Zu den besser überlieferten gehören das Internationale Rote Kreuz (IKRK)²⁶, „Pax Romana“, die „Unione delle Leghe Catto-

liche Femminili“ (U.I.d.L.C.F.) sowie die Bestrebungen rund um die Gründung einer internationalen katholischen Liga (Lega Cattolica Internazionale). Dabei kristallisierten sich insbesondere die Korrespondenzen der beiden letztgenannten Bewegungen als interessant heraus. Bei der U.I.d.L.C.F. handelte es sich um eine internationale Organisation, die sich im Geist der Katholischen Aktion verstand und versuchte, katholische Frauenvereine europä- und weltweit miteinander zu vernetzen. Die Idee zur Gründung einer internationalen katholischen Liga (Lega Cattolica Internazionale oder Confederazione Cattolica Internazionale) war während des Ersten Weltkriegs entstanden. Um die Ideengeber herum bildeten sich in der Folge mehrere Organisationen mit ähnlichen oder sogar gleichen Zielen, darunter das „Internationale Bureau der katholischen Organisationen“ („Ufficio Internazionale delle Organizzazioni Cattoliche“) sowie die „Internacio Katolika“ (I.K.A.),²⁷ die einen Dachverband katholischer Organisationen bilden sollten, der später teilweise in die Katholische Aktion übergang bzw. sich durch die unterschiedlichen Vorstellungen der Gründer, die sich immer mehr voneinander entfernten, auflöste. Erwähnenswert ist zudem, dass die Paneuropa-Bewegung um Richard Nikolaus Graf von Coudenhove-Kalergi in den Vatikanischen Akten keine bedeutende Rolle spielt – sei es, weil diese keine Korrespondenz mit dem Heiligen Stuhl führte, diese sich in den entsprechenden Archiven nicht erhalten hat, oder weil man der Bewegung dort zu wenig Beachtung schenkte.

Eine katholische Internationale

Bereits gegen Ende des Ersten Weltkrieges kam die Idee auf, eine „Katholische Internationale“ zu bilden, welche Katholiken sowie katholische Organisationen und Vereinigungen in Europa aber auch weltweit

miteinander vernetzen sollte, um den Austausch von Kontakten, Ideen und Ressourcen zu ermöglichen sowie angesichts der katastrophalen Kriegserfahrung einen Beitrag zum Frieden in Europa zu leisten. Gleichzeitig sollte diese Liga auch ein Gegengewicht zu bestehenden politischen und ideologischen Strukturen bilden. Wie die Namensgebung vermuten lässt, dachte man dabei wohl insbesondere an den Sozialismus sowie den gerade entstehenden Völkerbund. Auf einem vom 1. Juni 1920 stammenden, vom katholischen Priester Max Josef Metzger, der zu dieser Zeit in Graz lebte und den „Weltfriedensbund vom Weissen Kreuz“ sowie die von ihm gegründete Organisation „Internacio Katolika“ (IKA) leitete, verfassten Flugblatt mit dem Titel „Die katholische Internationale, ihre Notwendigkeit und ihre Ziele“ heißt es:

„Zwei Fragen stehen zurzeit im Vordergrund: Ist der Zusammenschluss der Katholiken aller Länder in einem Weltfriedensbund notwendig, wo wir ja schon einen Weltfriedensbund haben, unsere katholische Kirche? Und welche Ziele soll so ein Weltfriedensbund haben? [...] Die Kirche kann als offizielle Organisation nicht alles autoritär allein durchführen, sie braucht freie Hilfsorganisationen, sie braucht die Ergänzung der ordentlichen Seelsorge durch alle möglichen Mittel und Organisationen freier Mitarbeit von Geistlichen und Laien. [...] Gerade bezüglich der Friedensbewegung ist eine solche Organisation nötiger denn irgendwo. Ist es nicht geradezu beschämend, dass wir Katholiken bezüglich der urchristlichen Friedensgedanken in allen Ländern bisher durchaus im Hintertreffen gestanden haben? Wollte ich aus persönlicher Erfahrung sprechen, ich wüsste gar kein Ende.“²⁸

Eine der ersten greifbaren Quellen der Bewegung ist ein Bericht des spanischen Nuntius Francesco Ragonesi an Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri vom 23. August 1919. Darin schreibt der Nuntius, dass sich unter der Leitung des Marchese di Comillas und des Duc de la Mothe²⁹ einige Personen in Madrid getroffen und über die Gründung einer Katholischen Liga nachgedacht hätten, die auch beim Völkerbund vertreten und dem Heiligen Stuhl unterstellt sein sollte. Während des Krieges sei eine solche Organisation nicht möglich gewesen, nun habe sich die Lage jedoch verändert und man möchte um Autorisierung durch den Heiligen Stuhl ansuchen. Dem Brief sind mehrere Anhänge beigefügt, nämlich zwei Rundschreiben, die vermutlich zu Bewerbungszwecken an verschiedene Organisationen geschickt wurden, sowie ein Brief eines gewissen Alfons Steger an den Markgrafen de Comillas. Der Name Stegers taucht in diesen frühen Dokumenten der Bewegung unter den Gründern und Ideengebern immer wieder auf. Über ihn lässt sich nur mit Mühe außerhalb der Vatikanischen Archive etwas finden. Der Niederländer Dr. Alfons M.A.A. Steger (* 9.7.1874 Den Haag – † 31.8.1953 Heemstede), der sich selbst in der Korrespondenz mit dem Vatikan auch als Alphons, Alphonse oder Alfonso Steger bezeichnete, war Chemiker und von 1912–1944 Professor für Chemotechnik mit Schwerpunkt auf Ölen und Fetten an der Polytechnischen Hogeschool Delft (heute: Delft University of Technology) sowie Mitglied des Senats (Erste Kammer) des Niederländischen Parlaments.³⁰ In seinem Lebenslauf, der im „Chemisch Weekblad“ von 1937 veröffentlicht ist, deutet lediglich die Publikationslücke im entsprechenden Zeitraum von 1918 bis 1927 auf seine kirchliche Tätigkeit hin.³¹ Am 15. Dezember 1934 wurde er aufgrund seiner wissenschaftlichen Verdienste per königlichem

Beschluss (Koninklijk Besluit (KB) Nr. 43) zum Ritter des „Orde van de Nederlandse Leeuw“ ausgezeichnet.

In den Vatikanischen Archiven findet sich in der Akte „Progetti di Internazionale Cattolica – Congressi per la Pace – IKA“ eine vermutlich aus dem Jahr 1922 stammende, maschinengeschriebene Notiz, dass ein gewisser Monsieur Steger in einer Privataudienz am 1. März 1921 von Papst Benedikt XV. empfangen wurde und für sein Projekt 25.000 Lire zugesprochen bekam:

„Dans une audience privée, accordée le 1 Mars 1921 à M. Steger, le Saint Père, en Se réservant l'examen d'un projet pour la création d'une fédération des oeuvres catholiques du monde entier, a porté Son attention bienveillante sur le Règlement de l'Office Central dernièrement approuvé par les délégués de plusieurs Nations réunis à cet effet à Paris.

Sa Sainteté, désireuse de contribuer de quelque façon, aux dépenses occasionnées par l'organisation de l'Office Central susmentionné, a daigné assigner une offrande de vingt-cinq mille (25.000) liras.“³²

Seitdem tritt Steger in den Akten als Einzelperson auf, von den anderen Initiatoren der Katholischen Internationale ist keine Rede mehr. In den darauffolgenden Jahren wird Steger auch vom neuen Pontifex, Pius XI., in mehreren Privataudienzen empfangen und erhält Geld für sein Projekt, ein „Internationales Bureau der katholischen Organisationen“ in Rom zu gründen, welches durch die Vermittlung von Kontakten zum besseren gegenseitigen Kennenlernen und in weiterer Konsequenz zum Frieden in Europa beitragen soll. Bereits am 23. Februar 1922 und somit gleich zu Beginn des Pontifikates bekommt Steger von Pius XI. dafür 15.000 Lire zugesprochen.³³ Das Büro wird auch tatsächlich gegründet und gibt 1924 ein Handbuch mit Adressen und

Beschreibungen der Vereinigungen heraus, das in mehreren Sprachen, in jedem Fall aber auf Deutsch, Englisch und Französisch, erscheint.³⁴ Bei dieser einen Publikation scheint es jedoch geblieben zu sein und nach 1924 gibt es in den Vatikanischen Archiven keine Eintragungen mehr. Die Gründe dafür sind unklar, möglicherweise widerfuhr der Organisation ein ähnliches Schicksal wie vielen anderen Vereinen und Ligen der Zwischenkriegszeit, die aus finanziellen, organisatorischen oder ideellen Gründen wieder aufgegeben werden mussten. Dem Lebenslauf Stegers ist jedenfalls zu entnehmen, dass er sich spätestens ab 1927 wieder der Forschung zugewandt hat.

Zusammen mit dem „Internationalen Bureau“ Stegers tritt noch eine weitere Organisation in den Akten auf, die auf die gleiche Idee, nämlich eine katholische Internationale sowie ein Netzwerk katholischer Organisationen zu bilden, zurückgreift: Die vom deutschen Diözesanpriester Max Josef Metzger, welcher in Graz tätig war und bereits das „Weisse Kreuz“ leitete, etwa im selben Zeitraum gegründete „Internacio Katolika“ (I.K.A.). Da ihr Anliegen, einen Beitrag zur Völkerversöhnung und -verständigung zu leisten,³⁵ sich mit dem des „Internationalen Bureaus“ deckt, verwundert es kaum, dass beide miteinander verwechselt und in den Vatikanischen Archiven unter „I.K.A.“ in denselben Akten eingeordnet wurden. Wie Steger wurde auch Metzger zunächst in Privataudienzen empfangen und von höchster Stelle unterstützt. Doch auch dies endet Mitte der 1920er-Jahre, allerdings wohl aus anderen Gründen als dies beim Unternehmen Stegers der Fall gewesen war: Trotz einer relativ großen Anhängerschaft Metzgers und dem Wohlwollen nicht nur von vatikanischer Seite, sondern auch von mehreren Bischöfen und Wissenschaftlern,³⁶ hegte der Grazer Ortsbischof, Leopold Schuster, diesem gegenüber ein großes Misstrauen. Ob-

wohl man ihm nichts vorwerfen kann, ist Metzger dem Grazer Klerus aufgrund seiner „Extravaganzen“ – Metzger trägt als Geistlicher keine Kopfbedeckung – und seines Enthusiasmus suspekt. Nachdem der Bischof einige Erkundigungen eingeholt hat, erteilt er Metzger schließlich sogar Predigtverbot, woraufhin sich seine bisherigen Unterstützer zurückziehen und sich auch im Vatikan Zweifel an dessen Integrität breit machen.³⁷

Die „Unione delle Leghe Cattoliche Femminili“

Eine weitere internationale Organisation, die von Pius XI. unterstützt wurde, war die Frauenorganisation „Unione delle Leghe Cattoliche Femminili“, kurz U.I.d.L.C.F., die seit 1952 den Titel „World Union of Catholic Women’s Organisations“ (WUCWO) trägt und bis heute besteht.³⁸ Sie wurde im Jahre 1910 von der Vicomtesse de Vélard, der Vorsitzenden der „Ligue Patriotique des Femmes Françaises“ ins Leben gerufen mit dem Ziel, alle katholischen Frauenverbände weltweit miteinander zu vereinen. Bei einem ersten Treffen, das in Brüssel stattfand, waren Vereine aus Belgien, Brasilien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Lothringen, Österreich, Portugal, der Schweiz, Spanien und Uruguay anwesend. Nachdem die Arbeit durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen worden war, wurde die Tätigkeit 1921 mit einem Treffen in Krakau wieder aufgenommen.³⁹

Die Korrespondenz zwischen der U.I.d.L.C.F. und dem Heiligen Stuhl setzt in den 1920er Jahren ein und findet in den 1930er-Jahren ihren Höhepunkt.⁴⁰ 1922 wird die Niederländerin Flore[ntine] Steenberghe-Engeringh auf Vorschlag Pius’ XI. zur Vorsitzenden gewählt.⁴¹ Woher die Verbindung rührt, konnte bislang nicht aufgefunden werden. Tatsache ist jedoch, dass es in der Folge zu einem regen Austausch kommt. Steenberghe-Engeringh und

die von ihr aufgebaute Vorsitzende der Jugendbewegung der U.I.d.L.C.F., die Belgierin Christine de Hemptinne, berichten in Briefen regelmäßig, manchmal fast täglich von ihrer Tätigkeit. Für den Vatikan bildete die Organisation damit Auge und Ohr in der Katholischen Aktion, die damals noch keine feste Einrichtung, sondern eher eine lose Bewegung war.⁴² Von einer Audienz der U.I.d.L.C.F. am 4. April 1934 ist in den Akten sogar eine Mitschrift der Papstrede erhalten, in der er die Bewegung nicht nur lobt, sondern auch deren Veröffentlichungen und Pressemeldungen erwähnt. Eines der betreffenden Dokumente, das die Haltung der Organisation zum Radio darstellt, sendet de Hemptinne wenig später auf Anfrage des Staatssekretariats zu.⁴³ Dies belegt, dass Pius XI. die Organisation nicht nur tatsächlich kannte, sondern sich sogar mit deren Inhalten auseinandergesetzt hatte.

Schlussfolgerungen

An dieser Stelle mag man die Frage stellen, welche Aussagekraft die Untersuchung der päpstlichen Unterstützung internationaler Organisationen im Hinblick auf das Europadenken des Papstes besitzt. Denn: Wurden die betreffenden Vereine tatsächlich von diesem selbst ausgewählt, oder war nicht bereits durch andere Instanzen eine Auswahl getroffen worden? Dem ist zu entgegen, dass Pius XI. für seinen relativ autoritären Führungsstil bekannt war. Viele seiner Entscheidungen traf er alleine und umging auch in nicht unwichtigen politischen Fragen bis dahin zuständige Institutionen. Nur selten folgte er, einmal zu einer Überzeugung gelangt, einem anderslautenden Rat.⁴⁴ Wenn Pius XI. daher eine Organisation unterstützte oder in einer Privataudienz empfing, so ist davon auszugehen, dass er dies aus eigenständiger Überlegung und freiem Entschluss tat, und nicht oder

zumindest nicht nur, weil Berater ihm dies empfohlen und nahe gelegt hätten.

Bemerkenswert ist, dass Pius XI. vor allem solche Organisationen direkt unterstützte, die versuchten, zum Frieden in Europa beizutragen – zumeist durch die Vernetzung von Vereinigungen und deren Mitgliedern. Man kann dies durchaus als Hinweis darauf verstehen, welchen Stellenwert der Frieden in Europa in seinem Denken einnahm.

Ebenso wichtig scheint Pius XI. während seines Pontifikates auch die Herstellung eines Gleichgewichts von Kirche und Staat sowie zwischen den Staaten untereinander zu sein. Dies drückt sich in erster Linie in den zahlreichen Konkordaten aus, die unter ihm ausverhandelt und abgeschlossen wurden. Auf diese Weise versuchte er, ein kooperatives Verhältnis herzustellen oder zumindest den Frieden zu wahren, wobei er sich durchaus der Fragilität dieses Friedens bewusst war. Dieser Einigungs- und Friedensgedanke steht in einer Linie mit den Europabewegungen der Zwischenkriegszeit, sowie der Grundidee der Europäischen Union, für die ihr 2012 der Friedensnobelpreis verliehen wurde.⁴⁵ Pius XI. stellt sich damit aber auch in die Tradition seines Vorgängers, des „Friedenspapstes“ Benedikt XV.

Freilich handelt es sich beim europäischen Denken Pius' XI. weniger um ein fest durchdachtes, geschlossenes Konzept, als vielmehr um eine mehr oder weniger vage Idee, die sich vor allem anhand impliziter Äußerungen und konkreter politischer wie diplomatischer Aktivitäten rekonstruieren lässt. Europa ist demzufolge deckungsgleich mit dem gleichnamigen Kontinent, wobei Russland trotz seiner der römisch-katholischen Kirche gegenüber teilweise feindlichen Politik als diesem zugehörig wahrgenommen wird.

In der Zwischenkriegszeit nimmt Europa für die Kirche einen zentralen Stellenwert ein, denn Krieg und Frieden beeinflussen auch das Schicksal der dort lebenden Katholikinnen und Katholiken, des Vatikan und des Papstes und somit gewissermaßen auch die Kirche selbst. Umgekehrt ist das Interesse Europas am Papsttum ebenfalls groß: In diplomatischen Gesprächen wird der Heilige Stuhl selbstverständlich miteinbezogen und zahlreiche Politiker, Privatpersonen und (internationale) Organisationen wenden sich an den Papst als Vermittlerinstanz oder um seine Anerkennung zu finden.

Des Weiteren lässt sich feststellen, dass die Europapolitik Pius' XI. maßgeblich das weitere Verhältnis der Kirche zu Europa geprägt und einen Grundstein zukünftiger diplomatischer Beziehungen gelegt hat. So besitzen die unter ihm getroffenen Konkordatsvereinbarungen bis heute Gültigkeit.

Anmerkungen

¹ Vgl. <<http://www.swr.de/landeschau-aktuell/rp/altkanzler-kohl-wuerdigt-papst-johannes-paul-ii-er-war-der-groesste-papst-seit-langer-zeit/-/id=1682/did=13284380/nid=1682/b39siq/>>, (27. Apr. 2014).

² http://de.radiovaticana.va/news/2014/01/17/parolin_uber_papst_franziskus,_menschliche_diplomatie_und_europa/te-764909>, (27. Apr. 2014).

³ ROSSI, Fabrizio, Der Vatikan. Politik und Organisation, München 2004, 24.

⁴ Vgl. WOLLSTEIN, Günter, Ein deutsches Jahrhundert 1848-1945. Hoffnung und Hybris. Aufsätze und Vorträge, (Historische Mitteilungen im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, Bd. 78), Stuttgart 2010, 234-263.

⁵ WOLF, Hubert, Papst und Teufel. Die Archive des Vatikan und das Dritte Reich, München 2008, 48.

⁶ Vgl. FITZEK, Alfons, Pius XI. und Mussolini,

Hitler, Stalin. Seine Weltrundschreiben gegen Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus, Eichstätt 1987, 13-14; LAMA Friedrich Ritter von, Papst Pius XI. Sein Leben und Wirken dargeboten zu seinem goldenen Priesterjubiläum, Augsburg 1929, 4-17; MATHIEU-ROSAY, Jean, Die Päpste im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2005, 69-72; SCHMIDLIN, Josef, Papsttum und Päpste im XX. Jahrhundert. Pius XI. (1922-1939), (Papstgeschichte der neuesten Zeit, Bd. 4), München 1939, 5-35.

⁷ Tatsächlich wurde Pius XI. im Vergleich zu seinem aus der Retrospektive nicht unumstrittenen Nachfolger Pius XII. (1939-1958), zu dem zahlreiche Forschungen betrieben und viele (populär-)wissenschaftliche Publikationen verfasst wurden, jedoch eher spärlich behandelt.

⁸ CONFALONIERI, Carlo, Pius XI. aus der Nähe gesehen, Aschaffenburg 1958, 7.

⁹ Jean Kardinal Verdier am 14. Februar 1939, zitiert nach: SOLZBACHER, Wilhelm, Pius XI. als Verteidiger der menschlichen Persönlichkeit. Die Kirche und die Götzen unserer Zeit, Luzern 1939, 12.

¹⁰ Vgl. FITZEK 1987, 13-14; LAMA 1929, 4-17; MATHIEU-ROSAY 2005, 69-72; SCHMIDLIN 1939, 5-35. Die sich bei Zeitgenossen Pius' XI. findende Annahme, dass Vorfahren Rattis dem niedrigen Adel angehörten („Die Abstammung der Familie Ratti, die ursprünglich dem einfachen Adel angehörte, läßt sich bis in das 14. Jahrhundert verfolgen.“, LAMA 1929, 5)“, wird jedoch bereits von Schmidlin als haltlos verworfen: „Andererseits ist der genealogische Zusammenhang mit dem späten mittelalterlichen Adelsgeschlecht der in Staatsdiensten und Waffenhandwerk bewährten Ratti von Cherasco gleichwie mit denen von Valle Stroma völlig unerwiesen und historisch unwahrscheinlich.“ (SCHMIDLIN 1939, 6.) Und in Fußnote 7 findet sich der Zusatz: „Wie Lama ohne geschichtliche Belege behauptet.“ (SCHMIDLIN 1939, 6.)

¹¹ Der zeitgenössische Theologe und Papsthistoriker Joseph SCHMIDLIN schreibt dazu: „Es dürfte auch nicht von untergeordneter Bedeutung sein, daß er weder dem Hochadel wie sein

unmittelbarer Vorgänger Benedikt XV. noch der untersten Bevölkerungsschicht wie der ewig arme Pius X., sondern dem gewerblichen Mittelstand einer aufstrebenden Industriegegend entstammte, womit er in das moderne Getriebe der sozialen und wirtschaftlichen Hochkonjunktur unserer Tage verflochten wurde.“ (SCHMIDLIN 1939, 5-6.) Was das Interesse für neue Technik betrifft, so ist etwa darauf zu verweisen, dass unter Pius XI. Radio Vatikan gegründet und erstmals Automobile im Vatikan eingesetzt wurden.

¹² Vgl. FITZEK 1987, 13-14; LAMA 1929, 4-17; MATHIEU-ROSA 2005, 69-72; SCHMIDLIN 1939, 5-35.

¹³ MATHIEU-ROSA 2005, 71.

¹⁴ Siehe dazu KORNAT, Marek, Polen zwischen Hitler und Stalin. Studien zur polnischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit, Berlin 2012; sowie MOROZZO DELLA ROCCA, Roberto, Achille Ratti und Polen 1918-1921, in: ZEDLER, Jörg (Hg.), Der Heilige Stuhl in den internationalen Beziehungen 1870-1939, (Spreti-Studien, Bd. 2), München 2010, 249-284.

¹⁵ MOROZZO DELLA ROCCA 2010, 252.

¹⁶ Vgl. BORODZIEJ, Włodzimierz, Geschichte Polens im 20. Jahrhundert, (Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert), München 2010, 97-124; KORNAT 2012, 13-29; 67-81; WILK, Stanisław, Die Warschauer Nuntiatur in den Jahren 1919 bis 1939, in: WOLF, Hubert (Hg.), Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland. Forschungsperspektiven und Ansätze zu einem internationalen Vergleich, (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen, Bd. 121), Paderborn/München/Wien/Zürich 2012, 197-212.

¹⁷ Vgl. FITZEK 1987, 13-14; LAMA 1929, 4-17; MATHIEU-ROSA 2005, 69-72; SCHMIDLIN 1939, 5-35; SCHWAIGER, Georg, Papsttum und Päpste im 20. Jahrhundert. Von Leo XIII. zu Johannes Paul II., München 1999, 193-208.

¹⁸ Vgl. SAMERSKI, Stefan, Kirchenrecht und Diplomatie. Die Konkordatsära in der Zwischenkriegszeit, in: ZEDLER, Jörg (Hg.), Der Heilige Stuhl in den internationalen Beziehungen 1870-

1939, (Spreti-Studien, Bd. 2), München 2010, 285-298. Die bis heute geltenden Verträge finden sich auf der Internetseite des Heiligen Stuhls (<http://www.vatican.va/roman_curia/secretariat_state/index_concordati-accordi_en.htm>, 29. Apr. 2014)

¹⁹ Man denke hierbei vor allem an den Misserfolg der Russlandmission unter der Leitung des Jesuiten Michel d'Herbigny.

²⁰ Vgl. STEHLE, Hansjakob, Geheimdiplomatie im Vatikan. Die Päpste und die Kommunisten, Zürich 1993, 32.

²¹ A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, Pos. 338 P.O., Fasc. 220.

²² Vgl. A.E.S., Svizzera IV, Pos. 198 P.O., Fasc. 6. Siehe auch <<http://www.kipa-apic.ch/index.php?&pw=&na=1,0,0,0,d#agentur>>, (24. Apr. 2014).

²³ Vgl. A.E.S., Svizzera IV, Pos. 198 P.O., Fasc. 6, 69.

²⁴ A.E.S., Svizzera IV, Pos. 198 P.O., Fasc. 6, 69.

²⁵ Maschingschriebener Brief (dt.) der katholischen Bibliotheken Münchens, unterzeichnet von Adalbert Schulz, an den Heiligen Vater vom 12. Okt. 1923; Ort: München – ASV, Arch. Nunz. Monaco 357, 23r.

²⁶ Die Korrespondenz nimmt jedoch nach Ende des Ersten Weltkriegs stark ab und beschränkt sich ab Mitte der 1920er-Jahre hauptsächlich auf die Übersendung von Einladungen zu Sitzungen, Zeitungsartikel und Drucke.

²⁷ Die I.K.A. („Internacio Katolika“) wird in den Quellen unter verschiedenen Namen und Abkürzungen angeführt, auch ihre Gründer und Mitglieder verwendeten offenbar keine einheitliche Bezeichnung. Neben „Internacio Katolika“ („Katholische Internationale“, I.K.A.) und „Confederazione Cattolica Internazionale“ („confoederatio catholica internationalis“; C.C.I.) wird sie auch als „Internationale Katholische Aktion“, „Opus Catholicum Internationale“ oder als „Internationale Katholische Liga“ bezeichnet. In der Biografie einer ihrer Mitbegründer heißt es: „Es ,haben nicht nur die IKUE, sondern IKUE und der Katholische Welt-

friedensbund vom Weißen Kreuz zusammen die Ika gegründet‘, schrieb Kaspar Mayr. Da die Geschäftssprache der neuen Bewegung Esperanto war, lautete ihr voller Name ‚Internacio Katolika‘. Bald gesellten sich auf dem Briefpapier Untertitel dazu, zunächst ‚The Catholic International‘, ‚L’Internationale Catholique, Die katholische Internationale‘ und ein wenig später ‚International Catholic League, Internationale Katholische Liga, Ligue Internationale Catholique‘. Nach der Trennung von Metzger stand an der Spitze die lateinische Bezeichnung ‚Foederatio Catholica Internationalis‘.“ (MAYR 2003, 55).

²⁸ ASV, Arch. Nunz. Berlino 73, 25r.

²⁹ Dabei handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um John Valentine Hussey-Walsh, Duc de la Mothe-Houdancourt (1862–1937). Vgl. Walford’s County Families of the United Kingdom or Royal Manual of the titled and untitled Aristocracy of England, Wales, Scotland and Ireland, London 1919, 49. Ausg., 1909, 821. (<<https://archive.org/stream/countyfamilie-sof591919walf#page/700/mode/2up>>, 27. März 2014.)

³⁰ Die Informationen stammen aus dem Archiv der TU Delft (TU Delft Library – Document Management & Archive; Korrespondenz mit Leo Woudstra, November 2013) sowie der „Kanselarij der Nederlandse Orden“ (Korrespondenz mit Marieke van Oss-de Groot, April 2014).

³¹ Vgl. Van Loon, J., Prof. Dr. A.M.A.A. Steger (1912-1937), *Chemisch Weekblad* 34 (1937), 429-431.

³² A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, 293 P.O., fasc. 19, 3r.

³³ Vgl. A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, 293 P.O., fasc. 19, 4r-6r.

³⁴ Die deutschsprachige Version erschien 1924 in Wien: MONTI, Giuseppe (Hg.), Internationales Handbuch der katholischen Organisationen, Wien 1924.

³⁵ Vgl. dazu z. B. A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, 293 P.O., Fasc. 19, 23r; sowie ASV, Arch. Nunz. Berlino b. 73.

³⁶ Vgl. A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, 1443 P.O., Fasc. 588, 16r-20v.

³⁷ Vgl. ASV, Arch. Nunz. Vienna 845, 772r-774v.

³⁸ Siehe dazu <<http://www.wucwo.org>>, (29. Apr. 2014).

³⁹ Vgl. <http://www.wucwo.org/about_us/history/our_history>, (29. Apr. 2014).

⁴⁰ Vgl. A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, 437 P.O., Fasc. 391-396.

⁴¹ Vgl. A.E.S., Stati Ecclesiastici IV, 437 P.O., Fasc. 395, 62r.

⁴² Vgl. POLLARD, John, Pius XI’s Promotion of the Italian Model of Catholic Action in the World-Wide Church, *Journal of Ecclesiastical History* 63/4 (2012), 758-784, insbesondere 766-767.

⁴³ ASV, Arch. Nunz. Belgio 198. In dem zitierten Schreiben wird die Bedeutung christlicher Radiosendungen thematisiert. Nur wenige Jahre zuvor war Radio Vatikan gegründet worden (1931).

⁴⁴ Vgl. STEHLE 1993, 73.

⁴⁵ Siehe dazu <http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/peace/laureates/2012/>, (29. Apr. 2014).

Mit Wissen wächst Verantwortung

Die literarische Reise der Ida Gräfin von Hahn-Hahn 1844 ins „Morgenland“ im Spiegel zeitgenössischer Orientbilder

Elisabeth K. Fischer

Elisabeth K. Fischer hat das Bachelor-Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Potsdam und dem University College in Dublin abgeschlossen und ist seit 2012 im Master-Studium Geschichte der Frühen Neuzeit an der Freien Universität Berlin.



Elisabeth K. Fischer und Erzbischof Dr. Alois Kothgasser, Salzburg

Einleitung

„Allein ich kann nun einmal nicht anders als streben und immer streben, und daher geht mir der Drang zur Erkenntnis über das, was ich bereits erkannt habe. Bald nun werde ich wissen, wie der Orient sich im Auge einer Tochter des Occidents abspiegelt.“¹

Mit diesen hehren Worten legt Ida Gräfin von Hahn-Hahn 1843 in einem Brief an ihre Mutter ihre Intention, eine Orientreise

zu unternehmen, dar. Zeugnis dieser Reise ist ein im Jahr darauf veröffentlichter und in Briefform gehaltener Reisebericht. In diesen ORIENTALISCHEN BRIEFEN nimmt sie den Leser damals wie heute mit in den Orient und an dieser Reise möchte ich Sie teilhaben lassen.²

Die aus konservativem, mecklenburgischem Adel entstammende Hahn-Hahn gilt, neben Fanny Lewald, Ida Pfeiffer und Lady Montagu als eine der wenigen reisenden und zugleich schreibenden Frauen des 19. Jahrhunderts.³ 1805 als Ida Marie Gräfin von Hahn geboren, geht sie im Alter von 21 Jahren eine Vernunfthehe mit ihrem Cousin Graf Friedrich Hahn ein, die nach nur dreijähriger Dauer geschieden wird. Finanziell gut situiert, unternimmt sie mehrere Reisen. Ihre längste Reise führt sie 1843/44 von Dresden über Wien, nach Konstantinopel, Smyrna, Rhodos, Zypern, Beirut, Damaskus, Jerusalem und Kairo.⁴ Durch den im Zuge des Kolonialismus entstehenden Austausch von Waren und Kulturgütern, sowie durch viele Reiseberichte, erreichen ferne Länder immer größere Teile der europäischen Bevölkerung. Es herrscht im 19. Jahrhunderts ein großes Interesse am so exotisch anmutenden Orient.⁵ Besonders fremd mutet die orientalische Frau an, die als *femme fatale* des Ostens stilisiert

wird, sowie der Harem, der als sinnlich-sündiger Ort die Phantasien anregt.⁶ Als Kind ihrer Zeit ist auch Ida Hahn-Hahn nicht frei von diesen Vorstellungen und wird diese mit auf ihre Reise genommen haben.

Doch welche Vorurteile hat sie bei Antritt ihrer Reise im Kopf? Wie haben sich diese verändert und welche dieser Ansichten finden sich in ihrem Reisebericht wieder?

Denn unter Bezugnahme auf das Thema der Hochschulwoche muss die Frage nach der Verantwortung im Umgang mit Wissen in den Raum gestellt werden. Ihre Erfahrung und ihre visuellen Eindrücke um den Orient unterscheiden Ida Hahn-Hahn von anderen Europäern.

Wäre eine mögliche Schlussfolgerung, dass sie eine Verantwortung gegenüber der orientalischen Gesellschaft hat, deren Zeugin sie wurde? Oder hat sie die Aufgabe ihren Teil zu leisten, um in der europäischen Gesellschaft Vorurteile aufzubrechen, um so etwas zur Kommunikation zwischen Orient und Okzident – gerade in Zeiten des Kolonialismus – beizutragen? Und lässt sich auch von Verantwortung gegenüber ihren Geschlechtsgenossinnen sprechen, in deren Namen sie die europäisch-männliche Vorstellung der wollüstigen Orientalin und ihrem betont tugendhaft europäischen Äquivalent ein wenig aufbrechen könnte? Ob sich im Falle Hahn-Hahns von Verantwortung sprechen lässt, wie weit sie dieser nachkommt und wie sich das in ihrem Reisebericht niederschlägt, soll im Folgenden erörtert werden.

Zu Beginn möchte ich die zeitgenössischen Vorstellungen der Europäer vom Orient aufzeigen, dann die Reise Hahn-Hahns hinsichtlich der aufgeworfenen Fragen beleuchten und anschließend erfolgt eine gattungskritische Untersuchung des Reiseberichts um am Ende die Frage nach einer Verantwortung im Umgang mit Wissen für diesen Fall zu beantworten.

1. Der Orient als eine Erfindung – Europäische Vorstellungen vom „Morgenland“ im 19. Jahrhundert

Der Begriff Orient erscheint uns heute anachronistisch und ungenau. Berücksichtigt er doch weder historische, noch geographische oder kulturelle Eigenheiten. Streng eurozentrisch zu lesen, schließt er Teile Asiens (Indien), den Mittleren und Nahen Osten, Nordafrika und den Mittelmeerraum ein.⁷ Der Begriff impliziert eine gewisse Homogenität der Region, die weder kulturell noch sprachlich zu halten ist. Gemeinsam aber haben diese Gebiete ihre – aus europäischer Sicht – deutliche Andersartigkeit. Edward Said, brachte es in seinem wegweisenden Werk *ORIENTALISMUS* auf den Punkt: „Orientalismus ist ein westlicher Stil der Herrschaft, Umstrukturierung und des Autoritätsbesitzes über den Orient.“⁸ Er kritisierte wie kaum ein anderer die ausschließlich von europäischen Maßstäben geprägte Analyse und Beurteilung orientalischer Gesellschaften.

Dieser Rahmen erlaubt nicht, sich dezidiert mit der Terminologie Orient auseinanderzusetzen.⁹ Dennoch möchte ich, da es sich um einen zeitgenössischen Begriff handelt, diesen beibehalten. Zudem halte ich mich an die von Ida Hahn-Hahn verwendeten Begriffe wie Orientalin und Morgenland, ohne dass diese im Vortrag jedes Mal als Zitat gekennzeichnet werden.

Doch mit welchen konkreten Attributen ist dieser Orient besetzt? Im Jahre 1704 wird die Märchensammlung von 1001 Nacht erstmals in Frankreich, wenige Jahre später in Deutschland, veröffentlicht und erlebt eine breite Rezeption.¹⁰ Allerdings sind diese knappen und zudem noch literarisch stilisierten Darstellungen des Orients wenig geeignet, um ein differenziertes Bild der dortigen Gesellschaft aufzuzeigen.

In einer mehrdeutigen Weise werden die Orientbilder der Europäer im Hinblick auf

die orientalische Frau besonders gut deutlich. Das Bild der erotischen und exotisch-schön imaginierten Orientalin fasziniert und gefällt fraglos. Gleichzeitig wird im 18. und 19. Jahrhundert dieses Bild, dem der Frau aus dem eigenen Kulturkreis kontrastierend gegenübergestellt. Alle diese Weiblichkeitskonzeptionen sind patriarchalisch aufgebaut und auch prägend für das Eigenbild der europäischen Frau. Die Orientalin wird in der europäischen Darstellung in erster Linie auf ihre Körperlichkeit reduziert. Die geistigen Fähigkeiten finden keine genauere Beschreibung. Bauchtanz, Erotik, Polygamie, Schleier, Wollust, Gewalttätigkeit, Unterwürfigkeit und Intrigen sind Schlagworte, die besonders an den Harem gekoppelt sind, welcher per se eine Einrichtung darstellt, die die europäische Phantasie anregt.¹¹

Sie sehen die europäischen Vorstellungen des Orients gehen häufig sehr an den gesellschaftlichen Realitäten dieser Länder vorbei. Überlegenheits- und Machtansprüche kennzeichnen die Sicht auf die Fremde im 19. Jahrhundert, sodass auch ein unvoreingenommener Reisender sich nur schwer von diesen Stereotypen lösen kann.¹²

2. Der Reisebericht

2.1. Gattungsgeschichte

Reiseberichte erfreuen sich im 19. Jahrhundert großer Beliebtheit und folgen ihren eigenen Regeln hinsichtlich Aufbau und Stilistik. Die übliche Gestaltungsform ist die Briefform.¹³ Durch ihre Reiseberichte avanciert Ida Hahn-Hahn zu einer der meistgelesenen Autorinnen ihrer Zeit in Deutschland.¹⁴ Gerade in ihrem Fall ist zu berücksichtigen, dass jeder vermeintlich authentische Reisebericht immer unter dem Aspekt der literarischen Nachbearbeitung zu sehen und nicht jene direkte Eindrücklichkeit widerspiegelt, wie es vielleicht vor Ort geführte Tagebücher können

Orientreisende gibt es im 19. Jahrhundert viele. Doch Ida Hahn-Hahn hat als Frau ein Alleinstellungsmerkmal, denn sie hat eine der seltenen Möglichkeiten den Harem Rifât Paschas in Konstantinopel zu besichtigen.¹⁵ Ihr Bericht stellt somit ein wichtiges Zeugnis dar, wie ein solcher Harem ausgesehen haben mag. Natürlich unter der Einschränkung, dass ein kurzer Besuch nie die tatsächliche Lebenswelt der Bewohnerinnen aufzeigen kann.

2.2. Die Adressaten und deren Beeinflussung durch das Mittel der Konstruktion/Dekonstruktion

Ida Hahn-Hahn scheint gut ausgeprägte Kenntnisse ihrer Leser gehabt zu haben. Zwar widmet sie die Briefe nahestehenden Menschen, doch schreibt sie so auch immer auf einzelne Gruppen ihrer Leserschaft zu:¹⁶

Das ist zum einen ihre Mutter, der sie einen Großteil ihrer Briefe widmet. Charakteristisch ist, dass sie in diesen Briefen die Reiseswege; Orte und die beobachteten Menschen beschreibt. Sie bleibt dabei auf einer deskriptiv-narrativen Ebene.

Zum anderen schreibt sie an ihre Schwester, der sie tiefgehende Gedanken mitteilt. Diese Briefe befassen sich mit dem „kranken Mann am Bosphorus“, also mit der politischen Lage des Osmanischen Reichs im 19. Jahrhundert, sowie der Schleierkultur des Orients, ihren Reiseintentionen und ihre Gedanken über Frauen.

Weitere Briefe widmet sie ihrem Bruder. Dieser steht für die männliche Leserschaft, denn in diesen Briefen beschreibt sie explizit den Harem, einen Sklavinnen-Markt, sowie ein Frauenbad, welches sie in Konstantinopel sehen konnte.¹⁷ Hier arbeitet sie sehr stark mit dem Mittel der Konstruktion, bzw. Dekonstruktion, um die männliche Vorstellung der schönen Orientalin zu desillusionieren.¹⁸

Doch was ist mit diesem stilistischen

Mittel gemeint? Das bedeutet, sie greift gängige Vorstellungen des Orients auf, um sie anschließend durch die von ihr gemachten Erfahrungen zu dekonstruieren. Die Vorgehensweise ist dabei immer gleich. Zuerst greift sie ein Traumbild auf, welches optisch oft entrückt ist. Als Beispiel wäre hier das Panorama Konstantinopels zu nennen. Auf diese eindringliche Metapher einer bunten Theaterkulisse folgt eine optisch nähere Betrachtung der Stadt mit ihrem Dreck und schmutzigen Gasen.¹⁹ Thematisch steckt sie mit diesem Verfahren die Städte, Landschaften, Gebäude und Monumente, die Sitten und Gebräuche der Menschen und deren Aussehen, sowie politische und religiöse Betrachtungen ab. Also nahezu alle Bereiche, die Erfahrungen in der Fremde berühren können.²⁰

Worin liegt der Vorteil eines solchen Verfahrens? Dadurch gelingt ihr eine Eindringlichkeit, um gewonnene Bilder aufzugreifen und gleichzeitig zu dekonstruieren. Doch ist das Entzaubern von Phantasien ihrer Leser eine ihrer Hauptintentionen, oder kommt darin nicht auch eine gewisse Enttäuschung, die eigenen Bilder zerstört zu sehen, zum Ausdruck? Da wir hierüber keine persönlichen Aufzeichnungen haben, lassen sich keine Aussagen treffen, denen nicht der Verdacht der Spekulation anhaftet.

Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass das zielgerichtet eingesetzte Mittel der Konstruktion, bzw. Dekonstruktion ein Bewusstsein für die Widersprüchlichkeit der gemachten Erfahrungen mit den europäischen Vorstellungen ausdrückt und sie dieses zu beeinflussen bezweckt. Ein kenntnisreicher Umgang mit ihrem Wissen kann also Zwischenfazit festgehalten werden. Doch widmen wir uns nun der Reise.

3. Die Orientreise der Ida Gräfin zu Hahn-Hahn

3.1. Die Reisebedingungen

Es ist in diesem knappen Vortrag nicht möglich die Reiseroute en detail nachzuverfolgen. Daher möchte ich mit Ihnen diese als Ganzes unter verschiedenen Aspekten betrachten, die sie meiner Gliederung entnehmen können. Ein Augenmerk liegt dabei auf den eingangs formulierten Fragen, inwieweit sich Hahn-Hahn von Vorurteilen lösen kann, wie sie ihren Horizont erweitert hat und wie sich das in ihrer literarischen Aufarbeitung äußert.

Widmen wir uns zuerst der pragmatischen Frage nach den logistischen Umständen ihrer Reise.

Zum einen muss die finanzielle Situation der Gräfin berücksichtigt werden. Zwar verzichtet sie bewusst auf Luxus, doch erhält sie durch eine Vielzahl von Empfehlungsschreibern Zugang zu europäischen Vertretern in den jeweiligen Ländern.²¹ Somit behält sie sich einen elitären Blick auf das Land und begegnet niederen Gesellschaftsschichten nur aus der Ferne. Zum anderen kommt hinzu, dass sie nie länger als einige Tage an einem Ort verbringt. So wird es ihr unmöglich, tiefer in den Alltag und die Lebenssituation der Menschen einzudringen.²²

Des Weiteren kann die Bedeutung der sprachlichen Barrieren nicht gering genug veranschlagt werden. Da sie nur hin und wieder einige Wörter aufschnappt, ist sie auf Übersetzer angewiesen, was sie als sehr mühsam empfindet, weswegen die Gespräche oft nur von kurzer Dauer sind. Um so wahrscheinlicher ist es, dass ihre Eindrücke besonders von visuellen Reizen geprägt sind. Die sprachlichen Barrieren machen sie unempfindlich gegenüber Gesprächsfetzen in ihrer Umgebung und so konzentriert sie sich auf das Erfassen der Fremde

durch genaue Beobachtungen. Dadurch ergibt sich ein größerer Interpretationsrahmen der Geschehnisse. In ihrem Reisebericht liegt der Fokus eindeutig auf visuell erfahrbaren Dingen, was sicher dem eben geschilderten Umstand geschuldet ist. Mit diesem Rahmen im Hinterkopf möchte ich nun ihre Projektionen gängiger europäischer Vorurteile auf den Orient und ihre Gründe dafür darlegen.

3.2. Der Orient als Projektionsfläche

Es zieht sich wie ein roter Faden durch ihren Bericht, dass sie immer von dem Orientalen im Singular spricht. Dadurch pauschalisiert und klassifiziert sie die Menschen. Deutlich wird das beispielsweise an der Beschreibung der scheinbaren Bewegungslosigkeit der Orientalen. Sie schreibt, ihr sei „diese Regungslosigkeit ganz unsäglich zuwider, sobald sie nicht aus einer Herrschaft der Intelligenz über den Körper entspringt.“²³ Sie unterstellt den Menschen aus reiner instinktiver Trägheit und nicht aus einer vermeintlichen Kontrolle des Körpers heraus, sich auszuruhen. Ein weiteres Beispiel: Ein Mann reitet auf einem Esel, lässt sich bedienen und raucht, während seine Frau neben ihm hergehen muss und die gemachten Besorgungen trägt.²⁴ Rückhaltlos akzeptiert sie diese Beobachtung als orientalische Sitte im hierarchischen Umgang von Mann und Frau. Dem gegenüber zeigt sie sich in religiösen Fragen sehr tolerant. „Kniet nicht der Katholik wie der Mohammedaner? Liest nicht der Protestant wie der Hebräer? Ist nicht die Kniebeugung wie Gebet- und Gesangsbuch Ausdruck der nämlichen Andacht, dem nämlichen Gott zugewendet?“²⁵

Doch ist diese religiöse Toleranz in erster Linie im Kontext einer kritischen Selbstreflexion der eigenen Kultur zu sehen. Diese kritisiert sie heftig. Am Vorabend der Revolution von 1848 drängt sie auf eine

Rückbesinnung der europäischen Kultur auf den Orient, als deren Geburtsstädte sie ihn betrachtet. Dabei hat aus ihrer Sicht die europäische, die orientalische Gesellschaft mittlerweile überholt. Der Orient – welcher ja per se europäisch imaginiert wird – dient somit als Projektionsfläche, damit Europa sich auf alte Werte zurückbesinnen könne.²⁶ Der Aspekt der Projektionsfläche ist ein zentrales Element in ihrem Reisebericht, insbesondere in Bezug auf das Frauenbild. Wie die Forschung hinreichend herausgearbeitet hat, geht es ihr schlicht nicht darum, eine kulturanthropologische Beschreibung fremder Länder zu geben, so dass andere Kulturen, wie durch einen Spiegel, immer vom vorangegangenen Element der Reflektion der eigenen Kultur abgeschirmt werden.²⁷

Diese gänzlich andersartige Intention ist der Grund, warum den Autorinnen von Reiseliteratur in der Forschung lange der Vorwurf der Befangenheit und Emotionalität gemacht worden ist.²⁸ Dass diese Reiseberichte mit einem männlichen Maßstab geprüft wurden und der Mehrwert ihrer Berichte für andere Fragestellungen – beispielsweise der nach Selbst- und Fremdwahrnehmung von Frauen im 19. Jahrhundert – außer Acht gelassen worden ist, hat sich erst in den letzten Jahren geändert.²⁹

Es lässt sich festhalten, dass Hahn-Hahn nur oberflächlich orientalische Sitten wahrnimmt und kaum ein Bedürfnis zeigt, diese Gesellschaften zu verstehen. Grund ist, dass sie diese in erster Linie als Spiegel nimmt, um den eigenen Kulturkreis zu kritisieren. Gleichzeitig drückt ihre Reiselust eine grundsätzliche Neugier aus.

3.3. Formen der Beschreibung orientalischer Frauen

Das eben vorgestellte Element der Projektion wird in ihren Beschreibungen orientalischer Frau noch deutlicher. Da sie diesen

einen Großteil ihrer Beschreibungen widmet, verdienen sie eine genauere Betrachtung.

Von den Frauen zeichnet sie ein durchgehend negatives Bild. Sie beschreibt sie „leblos und plump“.³⁰ Ihr Schönheitsideal ist klar auf eine stehende Europäerin ausgerichtet, die sich durch die entsprechenden Bewegungen, anders als eine Orientalin, in Szene zu setzen weiß.³¹ Derb wirken die verwendeten Adjektive wie „vegetieren“, „monströs“ und „watscheln“ mit denen sie die Frauen kennzeichnet.³² Mit harschen Worten kritisiert sie scheinbare Geschwätzigkeit.³³

Auch zur Verhüllungspflicht der islamischen Frau äußert sie sich: „Was die Frauen für ihre Toilette getan hatten, wurde man nicht gewahr. Unerbittlich verhüllte der weiße Schleier jede Schönheit der Gestalt und des Anzugs“.³⁴ Die Beschreibung einer Türkin, deren Kopf zwar lobenswert verschleiert ist, ruft aufgrund ihrer kurzen Rocklänge bei Ida Hahn-Hahn Kritik hervor.³⁵ Sie interpretiert die Kleidung nicht als Ausdruck eines andersartigen Religionsverständnisses. Ihr Urteil bleibt oberflächlich und hinterfragt den Sinn dieser fremden Sitte nicht.

Die Liste negativer Beschreibungen von Frauen ließe sich beliebig fortführen. Es soll aber nur noch wenige weitere Beispiele genannt werden. Als sie den Konsul in Damaskus besucht, wünscht dessen Frau, die Gräfin besser kennenzulernen. Auch hier reizt Ida Hahn-Hahn nicht mit Beschreibungen über die „Weiberschar“, wie sie „lärmten, lachten, schrien um mich herum“.³⁶ Sie erklärt sich dieses Verhalten damit, dass der „Harem eben stupid und roh macht“.³⁷ Nachdem ihr durchwegs im gesamten Orient keine schöne Frau begegnet ist, trifft Ida Hahn-Hahn die des Scheichs Abdallah. „Die Frau ist die hübscheste Araberin, die ich bis jetzt gesehen habe“.³⁸ Diese halbherzig-positive optische

Beschreibung einer orientalischen Frau ist eine der wenigen im Werk. Doch schon kommt das Mittel der Dekonstruktion zum Tragen und sie schränkt ihr Urteil wieder ein. In der nächsten Passage beschreibt sie weitere, anwesende Frauen am Hof des Scheichs. Sie gibt an, dass „bei der Mehrzahl der Ausdruck ihrer animalischen Bestimmung etwas zu sehr vorherrscht“.³⁹ Sie stört sich an der hart klingenden Sprache. Offenkundig wird hier wieder der abfällige eurozentrische Blick.⁴⁰

Unterschiede setzt sie allerdings bezüglich verschiedener Regionen. Besonders die Ägypterinnen haben in Kairo ihren Gefallen gefunden. Aber an ihnen konstruiert sie einen Blick in die Vergangenheit, wie das folgende Zitat zeigt: „[...] es ist der Typus den wir an ägyptischen Bildwerken finden, und den die Vermischung mit arabischem Blut nicht aufgehoben hat.“⁴¹ Es geht ihr nicht um die Frauen an sich, sondern um das, was sie aus der ägyptischen Hochkultur an ihnen noch zu erkennen glaubt. Ida Hahn-Hahn begegnet auf ihrer Reise aber nicht nur Türken oder Arabern – diesen Begriffen handhabt sie ohnehin recht frei – sondern auch Juden, Armeniern, Beduinen und Afro-Afrikanern. Obwohl ihr Details der jeweiligen Kleidungsstücke der Afro-Afrikanerinnen durchaus gefallen, findet sie sie „schlecht gewählt“.⁴² Sie wirft den Damen Gefallsucht vor, denn „die schneidesten Farben sind die beliebtesten“⁴³. Auch die Figuren der Frauen findet sie „nicht graziös“, sondern „steif und unbeholden“.⁴⁴ Sie geht so weit, ihnen jedes „menschliche Kolorit“⁴⁵ abzusprechen.

Die Beduinen, die sie auf dem Weg nach Gaza beobachtet, stilisiert sie als ein romantisch-freiheitsliebendes Volk, welches sich eine ganz eigene Individualität bewahrt hat. Sie zeichnet eine „große Sittenreinheit“⁴⁶ bei der ein streng patriarchalisches Prinzip gilt.

Wie sind solche Aussagen zu bewerten?

Der Gedanke ist verlockend, Ida Hahn-Hahn als Rassistin abzustempeln, was in der Forschung mehr oder weniger subtil, auch lange getan worden ist. Doch urteilt ein Historiker nicht mit den Maßstäben seiner eigenen Zeit, sondern versucht die jeweiligen Epochen und Mentalitäten aus sich heraus zu verstehen, ohne dabei zu relativieren. Im Falle Ida Hahn-Hahns bewegt man sich in einer Zeit, in der unser heutiges Verständnis von Rassismus noch keinen Gehalt hatte.

Die Gründe ihres Handels liegen tiefer und unter Berücksichtigung dieser muss ein Urteil erfolgen. Die Suche und Beschreibung des Fremden ist immer geprägt vom Verhältnis des Reisenden zu seinem Heimatland. Denn – und darüber ist sich die Forschung größtenteils einig – liegt ihre Intention der Reise nicht nur im Wissenserwerb über fremde Länder, sondern auch in der Suche nach einem alternativen Frauenbild.⁴⁷ Dieses Streben geschieht zum Teil unterbewusst. Es gilt zu bedenken, dass ihr nicht nur das Stigma der Geschiedenen anhaftet, sondern auch die Tatsache, dass sie als Frau nahezu alleine auf Reisen geht und diese Erfahrungen noch publiziert. Das lässt sie in den Augen der Gesellschaft skandalös erscheinen.⁴⁸ Daher klingt in ihrem Reisebericht auch immer die Sinnuche nach einem anders konnotierten Frauenbild durch. Diese impliziert gleichzeitig die Abgrenzung der europäischen Norm einer idealen Frau. Daher ist ihre gezielte Negativ-Darstellung der Orientalin ein Angriff auf die starren und von Männern generierten (Körper-)Ideale der Europäerin zu sehen.⁴⁹ Wie sie sich dieses Frauenbild im Detail vorstellt, kann hier nicht ausgeführt werden.⁵⁰ Eine grobe Vorstellung können Sie sich nach diesem Vortrag aber sicher von ihr machen. Unabhängig, gebildet, strebend und literarisch aktiv, müssen als Schlagworte an dieser Stelle reichen.

Ich möchte Ida Hahn-Hahn nicht als frühe Feministin der 1840-er Jahre zeigen. Es wäre verfehlt, sie anstelle einer Rassistin nun zu einer emanzipierten Frau in den Geschichtsbüchern zu erklären. Vielmehr geht es darum aufzuzeigen, wie vielschichtig sich augenscheinlich eindeutige Sachverhalte präsentieren und wie sehr das Urteil des Historikers von seiner eigenen Zeit geprägt ist bzw., wie gründlich diese Vielschichtigkeit herausgearbeitet werden muss. Es konnte deutlich gemacht werden, wie wichtig es ist, Subtexte, Intentionen und Hintergründe zu berücksichtigen – und selbst dann ist eine Person noch nicht in ihrer Gänze erfasst.

4. Liegt im Wissen Verantwortung? – Ein Fazit

Ich komme zum Schluss. Es konnte gezeigt werden, dass Ida Hahn-Hahn ihre Leserschaft durch ihren Reisebericht durchaus bewusst beeinflusst hat. Besonders am Bild der Frau gelingt es ihr, gängige Vorurteile zu dekonstruieren.

Dabei ist ihre primäre Intention nicht die Völkerverständigung. Vielmehr dient die Darstellung des Orients zur Abgrenzung und Kritik an der eigenen Kultur. Durch Projektionen von Geschlechterbildern auf die orientalische Gesellschaft versucht sie für sich die Frage nach alternativen Frauenbildern und damit Lebensentwürfen zu beantworten. Dieses Bedürfnis nach Projektion ist nur im Hinblick auf ihre Situation als geschiedene und gebildete Frau zu verstehen.

In Bezug auf die anfangs formulierte Frage, wieweit sie ihrer Verantwortung von Wissen gerecht wird, muss klar gemacht werden, auf wen diese Verantwortung zielt. Ihre negative Zeichnung der Orientalin führt zu einer Überhöhung der Europäerin – in dieser Hinsicht wird eine Befangenheit in ihrer eigenen Lebenswelt deutlich. Am

Ende übt sie mit ihrem Reisebericht Kritik aber sowohl an der europäischen, wie auch der orientalischen Gesellschaft und ihrer Reduktion der Frauen auf ihre Körperlichkeit.

Kritisch zu sehen ist allerdings das Mittel, mit dem sie das tut. Sie verwendet die orientalische Gesellschaft um ihrer eigenen Welt gewissermaßen einen Spiegel vorzuhalten. Dabei werden gängige Vorurteile aufgegriffen und manifestiert. Zwar dekonstruiert sie so manche, schafft aus ihrer eigenen Unvollkommenheit heraus, jedoch neue. Es zeigt sich somit ein differenziertes Bild von Verantwortung.

Auf den ersten Blick scheint die Wirkungskraft eines Reiseberichts nicht allzu groß zu sein. Doch darf ein solcher Bericht in einer Zeit mit weniger Medien als heute nicht unterschätzt werden. Denn auch heute hat die destruktive Kraft von Vorurteilen nichts von ihrer Gefährlichkeit verloren. Scheinbar unabhängige Zeitungsartikel und Fernsehberichte können auch nur Momentaufnahmen widergeben. Die Frage, wie mit dem Wissen über andere Länder umgegangen werden soll, hat auch heute nichts von seiner Aktualität verloren. So sehr unsere Welt durch Digitalisierung und Technisierung zusammenwächst, so groß erscheinen uns doch die Gräben zwischen den Kulturen. Schnell kommt es zu Pauschalisierungen und Verurteilungen, die sich bis zum Hass zwischen Kulturen, zwischen Lebensweisen, die mit Ost und West tituliert werden, ausweiten können. Die Frage nach der Notwendigkeit eines verantwortungsvollen Umgangs mit Wissen kann genauso mit ja zu beantworten, wie auch der falsche Umgang mit Wissen über andere Länder heute genauso gefährlich werden kann, wie vor 150 Jahren.

5. Bibliographische Angaben

Quelle:

Hahn-Hahn, Ida Gräfin von: Orientalische Briefe, 3. Bde., Berlin 1844.

Hahn-Hahn, Ida von: Orientalische Briefe. Hg. von Gabriele Habinger. Wien 1991.

Sekundärliteratur:

Brisson, Ulrike: Ida Hahn-Hahns Orientbild zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, in: Wege in die Moderne. Reiseliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern des Vormärz. Hg. von Christina Ujma. Bielefeld 2009, 243-254.

Diethe, Carol: Towards Emancipation. German Women Writers of the Nineteenth Century. New York/Oxford 1998.

Felden, Tamara: Frauen Reisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert. New York [u.a.] 1993.

Frederiksen, Elke P.: Der Blick in die Ferne. Zur Reiseliteratur von Frauen, in: Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hg. von Hiltrud Gnüg u. Renate Möhrmann. Stuttgart 1985, 104-122.

Hilmes, Carola : „...und sind wir doch für das Reisen gemacht“. Frauen schreiben über ihre Reisen. Ein Rückblick ins 19. Jahrhundert, in: Der Deutschunterricht Heft 4 (2002), 37-46.

Jenzer, Viviane: „Bald nun werde ich wissen, wie der Orient sich im Auge einer Tochter des Occidents abspiegelt“. Die Wahrnehmung des Fremden in vier Orientreiseberichten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Heft 100 (2004), 1-26.

Mangold, Sabine: Anmerkungen zur deutschen Orientalistik im frühen 19. Jahrhundert und ihrem Orientbild, in: Der Deutschen Morgenland. Bilder des Orients in der deutschen Literatur und Kultur von 1770-1850. Hg. von Charis Goer u. Mi-

Michael Hofmann, München 2008, 223-242. Oberembt, Gert: *Ida Gräfin Hahn-Hahn. Weltschmerz und Ultramontanismus. Studien zum Unterhaltungsroman im 19. Jahrhundert.* Bonn 1980.

O'Brien, Traci S.: *Enlightened Reactions. Emancipation, Gender, and Race in German Woman's Writing.* Oxford/Bern [u.a.] 2011.

Ohnesorg, Stefanie: *Mit Kompaß, Kutsche und Kamel. (Rück-)Einbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur.* St. Ingbert 1996. (Saarländische Schriftenreihe zur Frauenforschung, Bd. 2)

Polaschegg, Andrea: *Die Regeln der Imagination. Faszinationsgeschichte des deutschen Orientalismus zwischen 1770 und 1850,* in: *Der Deutschen Morgenland. Bilder des Orients in der deutschen Literatur und Kultur von 1770-1850.* Hg. von Charis Goer u. Michael Hofmann, München 2008, 13-36.

Stamm, Ulrike: *Der Orient der Frauen. Reiseberichte deutschsprachiger Autorinnen im frühen 19. Jahrhundert.* Köln/Weimar/Wien 2010. (Literatur – Kultur – Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 57)

Ueckmann, Natascha: *Frauen und Orientalismus. Reisetexte französischsprachiger Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts.* Stuttgart/Weimar 2001.

Walther, Wiebke: *Tausendundeine Nacht. Eine Einführung.* München/Zürich 1987.

Anmerkungen

¹ Brief an ihre Mutter, Wien, 22. August 1843, Bd. 1, 56. Hier und im folgenden zitiert nach: Hahn-Hahn, Ida Gräfin von: *Orientalische Briefe,* 3. Bde., Berlin 1844.

² Es ist der Konzeption des Vortrags geschuldet, dass nur unzureichend die verschiedenen Zusammenhänge zwischen Orientalismus, Reiseliteratur und Gender dargestellt werden können und Verweise genügen müssen. Hervorheben möchte ich zwei Werke: Einen aktuellen For-

schungsüberblick zur Frauenreiseliteratur mit einem Fokus auf Ida Hahn-Hahn bietet Ulrike Stamm an. Vgl. Stamm, *Der Orient der Frauen,* 2010, 50f. Eine Einordnung reisender Frauen in die Frauenforschung, mit dem Schwerpunkt auf der Verkettung von Gender und Orientalismus siehe Ueckmann, *Frauen und Orientalismus,* 2001, 27f. Weitere Literatur, auf die sich die beiden Autorinnen zum Teil rekurren, findet sich im Literaturverzeichnis.

³ Vgl. Jenzer, „Bald nun werde ich wissen, wie der Orient sich im Auge einer Tochter ...“, 2004, 5.

⁴ Vgl. Dieth, *Towards Emancipation,* 1998, 108f, sowie Habinger, *Einleitung,* 1991, 7-10.

⁵ Zu den grundsätzlichen Strategien von Wahrnehmung, Darstellung und Abgrenzungen des Orients vgl. Stamm, *Der Orient der Frauen,* 2010, 191f.

⁶ Zum Topos des Harems in der europäischen Wahrnehmung siehe. Jenzer, „Bald nun werde ich wissen, wie der Orient sich im Auge einer Tochter...“, 2004, 2, sowie Stamm, *Der Orient der Frauen,* 2010, 239.

⁷ Vgl. Ueckmann, *Frauen und Orientalismus,* 2001, 67.

⁸ Said, *Orientalismus,* 1981, 8. Saids Begriff „Orientalismus“ ist zu einem hoch emotionalen Schlagwort geworden, das einer knappen Definition bedarf. „Dabei bezeichnet er drei miteinander verbundene Problembereiche: 1. alle Akte der Bezugnahme auf den Orient, das heißt seine Thematisierung und Darstellung ebenso wie seine motivische oder metaphorische Aktualisierung, 2. die Sinneffekte dieser Bezugnahmen [...], 3. Die Übernahme orientalischer Elemente – also von Stilen, Modi oder Gütern [...]“ Polaschegg, *Die Regeln der Imagination,* 2008, 15. Zur Theoriediskussion im Anschluss an Saids Theorie siehe Stamm, *Der Orient der Frauen,* 2010, 24f.

⁹ Eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Orientalistik bietet Sabine Mangold, in: Mangold, *Anmerkungen zur deutschen Orientalistik,* 2008.

¹⁰ Bei den Märchen von Tausendundeiner Nacht

handelt es sich um eine Sammlung arabischer Handschriften, deren ältestes Exemplar aus dem 15. Jahrhundert stammt. Dabei gab es nie eine einheitlich verbreitete Ausprägung der Märchen. Erst durch die Übersetzung und Aufbereitung der Sammlung für europäische Leser durch den Orientalisten Antoine Galland entstand der Eindruck von Kohärenz und Einheitlichkeit. Zwischen 1704 und 1717 erschienen insgesamt zwölf Bände in Frankreich, 1882 die erste vollständige Übersetzung von Tausendundeine Nacht im Deutschen. Vgl. Walther, Tausendundeine Nacht, S. 1987, 7, sowie Stamm, Der Orient der Frauen, 2010, 191.

¹¹ Der Harem eignet sich besonders gut zur Imagination von Geschlechterbildern, da ihn der Nimbus des nicht-öffentlichen Raums umgibt. Durch die ständige Rezeption dieses Stereotyps in der europäischen Wahrnehmung konstituieren sich dieser immer wieder neu. Mehr zum „Topos der sinnlichen Orientalin“ vgl. Stamm, Der Orient der Frauen, 2010, 239f.

¹² Zur grundsätzlichen Konzeption des „bekannten“ Orients, der Bildung von Stereotypen und Urteilsinstanzen sowie Strategien und Rhetorikern der Abgrenzung vgl. Stamm, Der Orient der Frauen, 2010, 191f.

¹³ Eine formale Definition der Reiseliteratur ist aufgrund der Vielfalt der Gestaltung nicht möglich. Allerdings steht Ida Hahn-Hahn mit der Briefform in der Tradition anderer reisender Frauen, wie beispielsweise Lady Montagu, auf die sie sich explizit bezieht. Vgl. Frederiksen, Der Blick in die Ferne, 1985, 117 und Jenzer, „Bald nun werde ich wissen, wie der Orient sich im Auge einer Tochter...“, 2004, 7.

¹⁴ Vgl. Oberembt, Ida Gräfin Hahn-Hahn, 1980, I.

¹⁵ Vgl. Brief an ihren Bruder, Konstantinopel, 22, September 1843, Bd. 1, 260f.

¹⁶ Vgl. Frederiksen, Der Blick in die Ferne, 1985, 117f.

¹⁷ Vgl. O'Brien, Enlightened Reactions, 2011, 136.

¹⁸ Vgl. Felden, Frauen Reisen, 1993, 93. Laut Felden zerstört sie durch ihre Beschreibung die

patriarchal-kulturell und politisch-kolonisierten Vorstellungen der Frauen. Die intim und persönlich anmutende Erzählperspektive, mit der sie sich an ihre Leser richtet, etabliert eine scheinbare Authentizität, die die Wirkmächtigkeit der Dekonstruktionen verstärkt. Indem sie die Frauen einzeln beschreibt, gibt sie ihnen eine eigene Subjektivität, die sie von den europäisch-männlichen Lustvorstellungen befreit und ihnen eine den geschlechtlichen Objektstatus löst. Die rassistischen Schilderungen müssen vor diesem Hintergrund beurteilt werden.

¹⁹ Ein Beispiel soll an dieser Stelle genügen: Brief an ihre Mutter, Konstantinopel, 8. September 1843, Bd. 1, 129-139. Siehe auch Brisson, Ida Hahn-Hahns Orientbild, 2009, 247.

²⁰ Ida Hahn-Hahn entzaubert von allen Orientreisenden wohl am stärksten. Jedoch ist die Intention der Desillusionierung auch bei anderen reisenden Frauen vorhanden. Vgl. Stamm, Der Orient der Frauen, 2010, 195.

²¹ Vgl. Brief an ihre Mutter, Wien, 22. August 1843, Bd. 1, 54.

²² Vgl. Ohnesorg, Mit Kompaß, Kutsche und Kamel, 1996, 257.

²³ Brief an ihre Mutter, Konstantinopel, 7. September 1843, Bd. 1, 117f.

²⁴ Vgl. Brief an ihre Mutter, Jerusalem, 2. November 1843, Bd. 2, 172.

²⁵ Brief an ihre Mutter, Konstantinopel, 7. September 1843, Bd. 1, 121.

²⁶ Vgl. Frederiksen, Der Blick in die Ferne, 1985, 110.

²⁷ Vgl. Polaschegg, Die Regeln der Imagination, 2008, 23. und Frederiksen, Der Blick in die Ferne, 1985, 118.

²⁸ Vgl. Frederiksen, Der Blick in die Ferne, 1985, 107.

²⁹ Vgl. O'Brien, Enlightened Reactions, 2011, 91f.

³⁰ Brief an ihre Mutter, Konstantinopel, 8. September 1843, Bd. 1, 137.

³¹ Vgl. Felden, Frauen Reisen, 1993, 84.

³² Alle Zitate siehe Brief an ihre Mutter, Konstantinopel, 8. September 1843, Bd. 1, 137f.

³³ Vgl. Brief an ihre Mutter, Jerusalem, 2. No-

vember 1843, Bd. 2, 172.

³⁴ Brief an ihre Schwester, Kloster auf dem Karmel, 25. Oktober 1843, Bd. 2, 111.

³⁵ Vgl. Brief an ihre Mutter, Konstantinopel, 7. September 1843, Bd. 1, 122.

³⁶ Brief an die Mutter, Damaskus, 16. Oktober 1843, Bd. 2, 73.

³⁷ Brief an die Mutter, Damaskus, 16. Oktober 1843, Bd. 2, 73. Werden Haremsberichte bürgerlicher und adliger Besucher verglichen, fallen die Beurteilungen der Adligen deutlich weniger negativ aus. Ein Grund mag sein, dass die Bürgerlichen den ungeheuren Luxus, einen fehlenden Arbeitsethos und das polygamistische Beziehungsmodell strenger beurteilen. In diesem Sinne stellt Hahn-Hahns extrem negative Darstellung der Haremsbewohnerinnen ein Sonderfall dar. Zur Begründung siehe Stamm, *Der Orient der Frauen*, 2010, 291 und 294.

³⁸ Brief an ihre Schwester, Jerusalem, 11. November 1843, Bd. 2., 280.

³⁹ Brief an die Schwester, Jerusalem, 11. November 1843, Bd. 2, 280.

⁴⁰ Die Mehrzahl der nach 1830 reisenden Frauen fällt ein negatives Urteil über die „Schönheit der Orientalin“. Dabei erheben sie den Anspruch ein Urteil über ein männerdominiertes Feld zu erheben und die eigene Geschlechtswahrnehmung neu zu positionieren. In dieser Hinsicht steht Hahn-Hahn somit in einer Linie mit anderen reisenden Frauen dieser Zeit. Vgl. Stamm, *Der Orient der Frauen*, 2010, 261.

⁴¹ Brief an ihre Mutter, Kairo, 11. Dezember 1843, Bd. 3, 70.

⁴² Brief an ihre Mutter, Damaskus, 15. Oktober 1843, Bd. 2, 49.

⁴³ Brief an ihre Mutter, Damaskus, 15. Oktober 1843, Bd. 2, 49.

⁴⁴ Brief an ihre Mutter, Damaskus, 15. Oktober 1843, Bd. 2, 50.

⁴⁵ Brief an ihre Mutter, Damaskus, 15. Oktober 1843, Bd. 2, 50.

⁴⁶ Brief an ihre Schwester, Jerusalem, 11. November 1843, Bd. 2, 273.

⁴⁷ Vgl. O'Brien, *Enlightened Reactions*, 2011, 123f; Frederiksen, *Der Blick in die Ferne*, 1985,

115; Hilmes, 2004, 43 und Stamm, *Der Orient der Frauen*, 2010, 262.

⁴⁸ Zu der Frage, in welchem Umfang Ida Hahn-Hahn mit ihrer Reise einen Normenbruch beging und welche neuen Identitätswürfen sie dadurch gleichzeitig formulierte, siehe Stamm, *Der Orient der Frauen*, 2010, 109, sowie Frederiksen, *Der Blick in die Ferne*, 1985, 108.

⁴⁹ Vgl. O'Brien, *Enlightened Reactions*, 2011, 95

⁵⁰ Zum Verhältnis von Orientalismus und Feminismus bei Hahn-Hahn siehe Stamm, *Der Orient der Frauen*, 2010, 267f.

Grenzüberschreitende Gastfreundschaft als Aufgabe Europas

Dankesworte zur Verleihung des Theologischen Preises der Salzburger Hochschulwochen 2014

Christoph Theobald

Prof. Dr. P. Christoph Theobald SJ lehrt Katholische Theologie im Fachbereich Fundamentaltheologie und Dogmatik am Centre Sèvres in Paris.

Sehr geehrter Herr Erzbischof Dr. Franz Lackner, verehrte Äbtissinnen und Äbte, sehr geehrter Herr Rektor, Prof. Schmidinger, lieber Herr Kollege Hoff samt allen Mitgliedern des Kuratoriums, sehr verehrter lieber Josef Wohlmuth, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studentinnen und Studenten, sehr geehrte Damen und Herren!

Der Titel der diesjährigen Salzburger Hochschulwoche erinnert uns an einen entscheidenden Aspekt des europäischen Projektes: *Wir brauchen ein neues Verhältnis zu unseren Grenzen*. Grenzen muss es geben, nicht nur zwischen Intimität und Öffentlichkeit, sondern auch zwischen unserer Leiblichkeit mit all ihren konkreten, auch kulturellen Bedingungen, und der des Anderen und der vielen Anderen als der elementarsten aller unserer Grenzen. Sonst kann menschliches Leben nicht entstehen und wir weder existieren noch unsere humane Identität entfalten. Schon Immanuel Kant unterschied deshalb zwischen Grenzen und Schranken. Wir stehen in der Tat in einem äußerst anstrengenden Lernprozess, der heute ganz neue Ausmaße annimmt: Wir müssen lernen, Schranken zu überwinden, um die wahren Grenzen unseres Menschseins erfahren und denken zu können. „Entgrenzungen“ – so der Titel

dieser Woche – könnte dann heißen: in unserer europäischen Staatengemeinschaft das bedrohte *Humanum* verwirklichen, das auch über die Schranken Europas hinweg – gerade im Prozess der technischen, ökonomischen und finanziellen Globalisierung und Entgrenzung – auf dem Spiel steht, nämlich ein neues Verhältnis zu unseren Grenzen zu finden; zu dem, was die Menschen zunächst einmal notwendigerweise voneinander trennt und zu Fremden macht.

Gestatten Sie es mir deshalb, verehrte Anwesende, meiner großen Freude und Dankbarkeit über den so unerwarteten Preis der Salzburger Hochschulwochen Ausdruck zu verleihen, indem ich kurz auf ein persönliches Datum zurückgreife: als Grenzgänger zwischen der deutschen und der französischen Kultur und Kirche hätte ich nie den inneren und beruflichen Konflikt, der fast unweigerlich aus Zweisprachigkeit entsteht, überwinden und fruchtbar machen können, wenn ich nicht im Nachbarland wahre Gastfreundschaft erfahren und gerade dadurch eine neue Sensibilität für andere zu überwindende Schranken gewonnen hätte. Das glückliche Zusammenfallen dieser Preisverleihung, an meinen Bruder Michael *und* an mich, mit der europäischen Thematik dieser Woche und dem außerordentlichen *Genius* der Stadt Salzburg, der auf die Brüder Theobald bis zu

unserem fünfundzwanzigsten Lebensjahr größten erzieherischen Einfluss ausgeübt hat, veranlassen mich deshalb dazu, ein wenig mit Ihnen über das Paradox grenzüberschreitender „Gastfreundschaft“ nachzudenken.

1. Gastfreundschaft darf nicht idealisiert werden; dies sei vorangestellt. Sie existiert nie ohne das tragische Gegenbild verweigerter Gastlichkeit; was ja auch – gefährlich aktualitätsnah – in der Themenstellung dieser Woche durch die sehr ernste symbolische Gegenüberstellung von Lampedusa und Athen angedeutet ist. Der jüdische Linguist und Anthropologe Emile Benveniste hat deshalb in seinen epochemachenden Studien zum *Vokabular der indoeuropäischen Institutionen* auf die paradoxe Ambivalenz der sprachlichen Wurzeln des Wortes „Gastfreundschaft“ aufmerksam gemacht: „Die Begriffe ‚Feind‘, ‚Fremder‘ und ‚Gast‘, die für uns drei verschiedene semantische und juristische Wirklichkeiten bezeichnen“, so schreibt er 1969, „bieten in den alten indoeuropäischen Sprachen enge Verknüpfungen. Die Beziehungen zwischen lat. *hostis* ‚Feind‘ und *hospes* ‚Gast‘ (franz. *hôte*) liegt auf der Hand; dem lat. *hostis* ‚Feind“ antwortet, andererseits, das gotische *gasts* ‚Gast‘. Griechisch *ξένος* bezeichnet den ‚Fremden‘ und das Verbum *ξενίζω* ein gastfreundliches Verhalten“. Benveniste schließt daraus: „Diesen Befund kann man nur verstehen, wenn man davon ausgeht, dass der Fremde *notwendigerweise* ein Feind – und korrelativ dazu, der Feind *notwendigerweise* ein Fremder ist. Weil der außerhalb Geborene immer *a priori* ein Feind ist, braucht es *notwendigerweise* ein gegenseitiges Engagement, um zwischen ihm und dem Ego eine Beziehung der Gastfreundschaft aufzunehmen, die innerhalb der Gemeinschaft nicht denkbar wäre“ (*Le vocabulaire des institutions indo-européennes*, tome 1, Editions de Minuit, 1969, 361).

Auch wenn sie gestern wie heute immer wieder von der Erfahrung her nahegelegt wird, kann diese Schlussfolgerung und vor allem die „Notwendigkeit“ einer Äquivalenz von Fremd- und Feindsein bestritten werden. Der Fremde ist nicht notwendigerweise ein Feind; er braucht nicht von vorne herein mit Misstrauen behandelt zu werden. Jacques Derrida, der 2004 verstorbene jüdische Philosoph algerischer Herkunft, stützt sich in seiner Seminarschrift *Von der Gastfreundschaft – De l’hospitalité* – zwar auf die „ebenso wertvollen wie problematischen“ Analysen von Emile Benveniste, diagnostiziert aber genau dort, wo Gastfreundschaft die – wie wir nun formulieren – „mögliche“ Äquivalenz von Fremdsein und Feindschaft überwindet, eine *Antinomie*: „Es gäbe da eine Antinomie“, so bemerkt er vorsichtig, „eine unauflösbare, nicht dialektisierbare Antinomie zwischen dem Gesetz der Gastfreundschaft, dem unbedingten Gesetz der uneingeschränkten Gastfreundschaft (dem Ankömmling sein ganzes Zuhause und sein Selbst zu geben, ihm sein Eigenes, unser Eigenes zu geben, ohne ihn nach seinem Namen zu fragen, ohne eine Gegenleistung oder die Erfüllung auch nur der geringsten Bedingung zu verlangen) auf der einen und den Gesetzen der Gastfreundschaft auf der anderen Seite, jenen stets bedingten und konditionalen Rechten und Pflichten, wie die griechisch-lateinische, ja jüdisch-christliche Tradition, wie alles Recht und alle Rechtsphilosophie bis Kant und insbesondere Hegel sie über die Familie, die bürgerliche Gesellschaft und den Staat definieren“ (*Von der Gastfreundschaft* [1997], Passagenverlag, 2001, 60f.).

Auf den ersten Blick hin scheint Jacques Derrida nur zu beobachten, dass das seit der Antike in vielen Gesellschaften als eisernes Gesetz geltende Ideal uneingeschränkter Gastfreundschaft immer sehr realistisch durch präzise Regeln, zum Bei-

spiel auf Zeit begrenzt und so vor Missbrauch geschützt wird. Der Philosoph spricht jedoch von einer „Antinomie“, einem letztlich tragischen Widerspruch – so muss man wohl sagen –, der aus dem unveröhnlichen Gegensatz zweier gegenläufiger Gesetze entsteht: dem unvordenklichen Gesetz der Gastfreundschaft, das immer wieder von neuem an gemeinsames Menschsein erinnert, und den konkreten, realistischen, oft realpolitischen Notwendigkeiten, Grenzen zu überwachen, bestimmten Vorschriften zu unterwerfen und sie eventuell zu schließen.

So sehr dieser Hinweis auf menschliche Tragik dem zu entsprechen scheint, was wieder einmal vor Lampedusa geschah, so müssen wir doch – wie bereits bei unserer Begegnung mit den Studien von Emile Benveniste – auch an dieser Stelle, wo nun das jüdisch-christliche Erbe Europas ausdrücklich ins Spiel gebracht und das Verhältnis zu unseren Grenzen und deren Überschreitung in der „Gastfreundschaft“ bedacht wird, einen anderen Weg einschlagen.

2. Die jüdisch-christliche Bibel kennt natürlich die von Jacques Derrida pointierte unauflösliche Spannung zwischen absoluter Bedingungslosigkeit von Gastfreundschaft und den vielen Riten, Gebräuchen und Gesetzen, die ja nun doch das konkrete Verhalten der Gastgeber und Gäste bestimmen und mehr oder weniger hohe Barrieren aufrichten; sie hat auch einen sehr ausgeprägten Sinn für die tragische Verkehrung von Gastlichkeit in Verweigerung. Man erinnere sich nur an das, was sich, nach dem verheißungsvollen Gastmahl der drei unter dem Baum von Mamre von Abraham und Sara bewirteten Fremden, nicht unweit von dort in Sodom abspielt, wo Lot seine Gäste allein so vor der anrückenden Menge schützen kann, dass er ihr seine beiden Töchter überlässt (Gen 19,1-29 und Ri 19,22-30); oder auch an die Wei-

sungen, die der lukanische Jesus den sieben Jüngern mit auf den Weg gibt, wenn er ihnen sowohl Gastfreundschaft wie auch Abweisung in dieser oder jener Stadt verspricht: „Sodom wird es an jenem Tag erträglicher gehen, als jener Stadt“ (Lk 10,12). Bei aller realistischen Einschätzung dieser negativen Facette der Wirklichkeit wagt es die jüdisch-christliche Tradition jedoch, an die bedingungslose, sozusagen kostenlose und gnadenhafte Gastfreundschaft der verheißenen messianischen Zeiten zu glauben: „Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus! Und wenn dort ein Mann des Friedens wohnt, wird der Friede, den ihr ihm wünscht, auf ihm ruhen; andernfalls wird er zu euch zurückkehren“ (Lk 10, 5-6; vgl. auch Mt 10, 7-15).

In der Antike war Gastlichkeit nicht nur in der hellenistischen Gesellschaft, sondern auch zwischen Juden aus der Diaspora und in Jerusalem und dann zwischen den entstehenden christlichen Gemeinden Gang und Gebe. Man könnte diesen „Brauch“ als eine letztlich interessenbezogene und allein zwischen Anhängern der gleichen religiösen oder sozialen Schicht existierende Praxis verstehen und deshalb für bedeutungslos halten. Es scheint jedoch so, dass er in den christlichen Gruppen – aber nicht nur in ihnen – auch soziale oder politische und religiöse Grenzen überschritt und in seiner Bedingungslosigkeit sozusagen als messianisches Friedenszeichen galt. Nicht als „Gesetz“ wurde solche bedingungslose Gastfreundschaft erfahren, wie dies Jacques Derrida allgemein annimmt, sondern als niemals geschuldete „Gabe“ und „Gnade“.

Drei Aspekte scheinen dann von besonders aktueller Bedeutung. Zunächst der *Überraschungseffekt*, der mit jeder neuen Empfangssituation verbunden ist. Unbedingte Gastfreundschaft setzt voraus, dass hier nichts im Voraus kalkuliert werden

kann, noch vorauszusehen ist, wer denn da aufgenommen wird. Sie impliziert Geschichtlichkeit und produziert sie sogar, denn Ungeahntes kann aus ihrer positiven Kraft erwachsen; man denke nur an die unzähligen, nach dem zweiten Weltkrieg entstandenen, grenzüberschreitenden Partnerschaften zwischen Städten und Dörfern in und jenseits Europas: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht!“, heißt es im Hebräerbrief (13,2); „denn durch sie haben einige, ohne dass sie es wussten, Engel (ἄγγέλους) beherbergt“.

Bedingungslose Gastlichkeit lebt sodann von der *immer möglichen Umkehrung* der Beziehung zwischen Gast und Gastgeber: der Gast wird plötzlich selbst zum Gastgeber, der dem, der ihn beherbergt, zum unvorhergesehen Geschenk und zur Verheißung unerwarteter Fruchtbarkeit wird. Die soeben erwähnte Szene in Mamre, aber auch eine Reihe lukanischer Mahlepisoden sind eine lebendige Illustration dieser nicht kalkulierbaren Umkehrung; und mehrere Sprachen, wie zum Beispiel die französische haben nur *ein* Wort – „hôte“, um sowohl den Gastgeber wie auch den Gast zu bezeichnen. Die hier aufscheinende Symmetrie der Beziehungen als „Ziel“ von Gastfreundschaft birgt ein ganzes Programm in sich, das heute auch politische und wirtschaftspolitische Dimensionen aufweist, zum Beispiel im immer wieder von Asymmetrie bedrohten Verhältnis zwischen Europa und dem erst seit einem halben Jahrhundert entkolonisierten Afrika.

Schließlich *integriert und heilt* neutesamentliche Gastfreundschaft *Gewalt*. Ob es ein Feind oder ein Freund ist, ob es Dämonen oder Engel sind, die aufgenommen werden wollen, dass kann man niemand voraussagen und verlangt vom Gastgeber, dass er sich zunächst einmal, auf Gedeih und Verderb, in die je neue Empfangssituation einbeziehen lässt. Entscheidend ist der

Mut zum ersten Schritt. Nur wenn man den aus innerster Überzeugung und ohne langes Überlegen tut, wird *bedingungslose* Gastfreundschaft möglich, nur so wird die von Jacques Derrida als *Antinomie* verstandene Spannung zwischen absoluter Bedingungslosigkeit des Empfangs und unseren konkreten Schranken *hic et nunc* lösbar.

Allerdings muss dann der jesuanisch-christologische Hintergrund von Gastfreundschaft, der hier plötzlich aufscheint, ganz ernst genommen werden. Damit kommt nun wesentlich christliches ins Gespräch. Die Anwesenheit des Judas beim Gastmahl, das Jesus am Abend vor seinem Tod den Zwölfen gab, aktiviert nicht nur die negative Folie von Gastfreundschaft, sondern zeigt auch mit aller Deutlichkeit, dass die schlimmste Gewalt unter Menschen nicht die ist, die von außen kommt, sondern solche, die im Raum von Intimität entsteht, bei dem, „der *mit mir* die Hand in den Teller taucht“, wie es in den vier Evangelien in Anlehnung an Psalm 41 zu lesen ist. Ein neues Verhältnis zum Tod ist in dieser absolut bedingungslosen Gastlichkeit Jesu am Werk: selbst dem Verräter, der ihn dem Verderben überliefert, gilt seine Hingabe. Erweist sich hier Gastfreundschaft nicht als stärker denn der Tod? Setzt sie – in ihrer Bedingungslosigkeit – nicht bereits Glauben an Gnade und „Auferstehung“ voraus?

Gerade an diesem Punkt, wo anscheinend Menschen-Mögliches überschritten wird, kann man Gastfreundschaft auch in biblisch-theologischer Terminologie als „Heiligkeit“ verstehen oder besser umgekehrt den messianischen Titel Jesu „der Heilige Gottes“ (Joh 6,69) in den Raum grenzüberschreitender Gastlichkeit übersetzen. Den christlichen Kirchen ist damit ein umfassender, universaler Maßstab sozusagen „heiliger“ Gastfreundschaft vorgeben: Nur die ihnen immer wieder

von neuem angebotene unbedingte gottmenschliche Gastlichkeit Christi lässt sie ihre geschichtlichen Verschuldungen durch tragische Abgrenzungen anerkennen und den Mut dazu aufbringen, unsere spontanen Gleichsetzungen von Fremd-, Gleichgültig- und Feindsein durch konkrete Begegnungen zu überwinden.

3. Verehrte zuhörende, anscheinend haben uns diese letzten Gedanken vom Projekt Europa entfernt. Mehrere Konsequenzen ergeben sich jedoch aus unserem Versuch, unseren Kontinent von der *Utopie* grenzüberschreitender Gastfreundschaft her zu verstehen und deren *kritisches Potential* in unsere fast ausschließlich ökonomisch bestimmten Interessens- und Machtgefüge einzubringen. Wie dies im Einzelnen zu geschehen hat, kann hier nicht gezeigt werden, soll aber wenigstens kurz angedeutet werden.

Zunächst hilft uns diese Utopie, auf den Begriff des christlichen Abendlandes oder eines christlichen Europas zu verzichten und realistisch das „Christliche“ *im* immer mehr entchristlichen Europa zu denken. „Gastfreundschaft“ ist ja, wie wir mit Emile Benveniste und Jacques Derrida andeuteten, ein sehr verschiedene Gesellschaften und religiöse Traditionen umgreifendes, ethisch-spirituelleres Phänomen, innerhalb dessen sich spezifisch christliches Gut ohne Vereinnahmung des Anderen und der Anderen artikulieren lässt. Sowohl der Bezug auf die Heiligkeit Christi wie auch deren anthropologische Übersetzung in bedingungslose Gastfreundschaft führen dazu, diese Utopie als dynamisch-kritische, individuell-kollektive Lebensquelle zu verstehen.

Mit diesem Verzicht sind meiner Meinung nach noch zwei weitere Gedanken verbunden, die sowohl die nunmehr zu bedenkende spezifische *Aufgabe Europas* betreffen wie auch sein bereits zu Beginn angesprochenes Verhältnis zu den *Grenzen*

wahren Menschseins.

An Stelle einer oftmals nostalgischen Reflexion auf die verschiedenen Komponenten europäischer Kultur – unser griechisches, lateinisches, christliches, neuzeitliches Erbe, usw. –, sollte man, mit Hilfe der Figur der „Gastfreundschaft“ *und* deren Gegenfigur der „Abschottung“, über das in Europa angesammelte Gewaltpotential kritisch nachdenken. Dies ist ein erster Gedanke. Auf der negativen Seite steht die eigenartige Symmetrie, ja der innere Bezug zwischen unserem kolonialen Verhalten und unseren brutalen innereuropäischen Grenzkonflikten; man denke da an 1914/1918 und seine Folgen. Solche heute, hundert Jahre nach Beginn des Krieges, im Kontext europäischer Integration und postkolonialer Entgrenzung und Globalisierung anstehende Gedächtnisarbeit führt positiv dazu, die bereits 1962 von Romano Guardini bei der Verleihung des „Praemium Erasmianum“ in Brüssel gestellte *Frage nach der spezifischen Aufgabe Europas* neu aufzuwerfen. „So glaube ich“, sagte er damals, „die am wenigsten sensationelle, aber am tiefsten ins Wesentliche führende Aufgabe, die Europa zugewiesen ist, sei die Kritik an der Macht. [...] Es gibt zwei Weisen, wie dem Menschen gegenüber Macht geübt werden kann. Die eine ist die der Herrschaft. [...] Es gibt aber noch eine andere Form [...], nämlich die des Dienstes. Damit ist nicht die Unterordnung des Schwächeren gemeint; dieser Dienst ist im Gegenteil Sache der Stärke, die sich für das Leben verantwortlich fühlt“ (*Europa – Wirklichkeit und Aufgabe*, Katholische Akademie in Bayern, München, 1988, 26-28).

Solches gilt natürlich auch heute noch. Allerdings scheint mir bedingungslose Gastfreundschaft hier noch einen anderen Aspekt in die bereits von Guardini gesuchte spirituell-kulturelle Mission Europas einzubringen. Weniger asketisch zentriert als

der kritische Ruf zum Dienst, baut diese Utopie auf Überraschung - auch in dramatischen Situationen -, auf konkrete Begegnung und unvorhersehbare Fruchtbarkeit – wie das soeben bereits angedeutet wurde -; ja, auf eine gewisse Freude, die auch damit verbunden ist, dass plötzlich die *echten Grenzen unseres Menschseins* aufscheinen können.

Dies ist der zweite Gedanke, der mit der Gastlichkeit verbunden ist. Unser leibliches Begrenztsein ist nämlich, in seiner historisch-kulturellen Verwurzelung, nicht primär auf Selbstschutz und Selbstverteidigung angelegt, sondern harret auf Bereicherung von außen, durch den Fremden und *sein Menschsein*. Europa hat dies auf seinen kulturellen Höhepunkten, zum Beispiel hier in Salzburg, immer wieder von neuem bewiesen. Nur wenn wir dies, in der Haltung der Gastfreundschaft, beglückend erfahren, gnadenhaft befreit von der Last der ganzen Welt, die „der unglückselige Atlas“ Heinrich Heines tragen zu müssen meint, können wir uns auch mit Mut und Energie den dramatischen Erfahrungen von Gewalt und verweigerter Gastlichkeit stellen und eventuell unser Eigenes, ja unser Selbst in der Nachfolge Jesu aufs Spiel setzen.

4. Liebe Hörerinnen und Hörer! Auf das tragische Drama vor Lampedusa gibt es natürlich „technische“ und „ökonomische“ Reaktionen und Empfehlungen der Brüsseler-Kommission. Die großen europäischen Emotionen, wie sie sich bislang darauf zeigten, konnten sich jedoch nicht kristallisieren und zu einem identitätsbildenden Ganzen zusammenfügen. Sie führten auch nicht zu einer grundsätzlichen Revision unserer Afrika-Politik. Europa fehlt sozusagen der Leib! Dazu brauchen wir aber unbedingt Bilder und vor allem glaubwürdige Personen, die nicht als erstes die tragische *Antinomie* von Gastfreundschaft erfahrbar machen - die mit guten Gründen

vollzogene aber letztlich hoffnungslose Eingrenzung uneingeschränkter Gastlichkeit durch neue technische und administrative Barrieren -, sondern Personen, die deren *gelungene Überwindung* durch gastfreundliches Verhalten und den Mut zu einer neuen, das Asylrecht begleitenden Afrika-Politik glaubwürdig darstellen. Solche Öffnung von Schranken immer wieder anzumahnen *und* konkret zu exemplifizieren wäre die spezifische Mission der Christen und Kirchen *in* Europa. Wir haben in unserer Geschichte einige große Gestalten, die diese Aufgabe symbolisieren. Eine bis heute sowohl Juden, Muslime, Christen und Agnostiker überzeugende Figur wie die des *Poverello* von Assisi, der unbedingt gastfreundliche Heilige, ist eine schöne und lebendige Inkarnation dieser spezifisch europäischen, menschliche Grenzen bejahenden Entgrenzung.

Mit dieser Evokation des heiligen Franziskus darf ich, bei unserem kulturell-geistlichen „Wettlauf“, den der Apostel Paulus ja mit den olympischen Spielen vergleicht (1 Kor 9, 24), die Staffel an meinen Bruder Michael weitergeben.

Ich danke Ihnen ganz herzlich für ihr aufmerksames Zuhören!

Vom Über-Setzen und von anderen Grenzüberschreitungen

Dankesworte zur Verleihung des Theologischen Preises der Salzburger Hochschulwochen 2014

Michael Theobald

Prof. Dr. Michael Theobald lehrt Neues Testament an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen.

Sehr geehrter Herr Erzbischof Dr. Franz Lackner, verehrte Äbtissinnen und Äbte, sehr geehrter Herr Rektor Prof. Schmidinger, sehr geehrter Herr Kollege Hoff samt allen Mitgliedern des Kuratoriums, darunter vor allem Marlis Gielen, meine geschätzte neutestamentliche Kollegin in Salzburg, sehr verehrter lieber Herr Wohl-muth, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studentinnen und Studenten, sehr ge-ehrte Damen und Herren!

„Von Herzen – Möge es wieder zu Her-zen gehen!“ Dieses Motto setzte Ludwig van Beethoven über seine Missa Solemnis, und im Libretto der vorletzten Oper Wolfgang Amadeus Mozarts heißt es: „Wie stark ist nicht dein Zauberton, / weil, holde Flöte, durch dein Spielen selbst *wilde* Tiere Freude fühlen ...“. Es ist die Musik, die Feindbilder überwindet, Grenzen über-schreitet, weil ihre Sprache, kommt sie von Herzen, allen Orts verstanden wird und zu Herzen geht. *Sie* bedarf keiner Überset-zung, sie will gehört werden, dann ereignet sich Verstehen jenseits der Worte. Men-schen, die sich fremd sind, finden durch sie für einen glücklichen Moment zusammen. Sie erfordert wohl die Anspannung aller Kräfte der Musiker, aber wenn sie erklingt, ist sie wie eine Verheißung, ein Geschenk in zerrinnender Zeit. Dem Exegeten der

Heiligen Schrift, der sich über die bibli-schen Texte wie über alte Partituren beugt, um sie wieder und wieder zu analysieren und ins Heute zu übersetzen, kommt sie vor wie ein Wunder der Leichtigkeit, ein Hör-oder Sprachenwunder, wie er es nur vom lukanischen Pfingstfest her kennt.

Verehrte Anwesende! Ich gestehe, dass ich mich über die Verleihung des theologi-schen Preises der Salzburger Hochschul-wochen an meinen Bruder und mich in dieser Stadt grenzüberschreitender Kultur und Musik, die uns so viel bedeutet, außer-ordentlich freue; sie ist eine große Ehre, die mich auch ein wenig beschämt. Gestatten Sie mir, meiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, indem ich zum Thema der Hoch-schulwochen, den Stab meines Bruders aufgreifend, aus bibeltheologischer Per-spektive ein paar Gedanken anfüge. Gren-zen sind notwendig, auch die Grenzen unserer eigenen Sprache, die wir von Kind-heit an bewohnen, in der uns zu äußern un-sere spezifische Individualität ausmacht. Aber die Sprache des Anderen zu verste-hen, von der einen zur anderen Sprachinsel *überzusetzen* und dadurch gastfreund-schaftliche Begegnung über die Grenzen hinweg zu ermöglichen, ist Kennzeichen nicht nur eines gelingenden europäischen Projekts. Es ist auch im Licht des Pfingst-wunders ein Wesensmerkmal des Gottes-

volks. Gehen wir also wenige Stationen der Apostelgeschichte mit, die das veranschaulichen.

In der Pfingstperikope, Apg 2, heißt es bekanntlich: „Sie entsetzten sich alle und staunten und sagten: Seht, sind das nicht alles Galiläer, die da reden? Und wie hören wir sie, ein jeder in unserer eigenen Sprache, in der wir geboren sind: Parther, Meder und Elamiter und die Bewohner von Mesopotamien und von Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien und Phrygien und Pamphylien, Ägypten und den Gegenden von Libyen gegen Kyrene hin und die hier weilenden Römer, sowohl Juden als Proselyten, Kreter und Araber – wie hören wir sie von den Großtaten Gottes in unseren Sprachen reden? Sie entsetzten sich alle und waren ratlos und sagten einer zum anderen: Was mag dies wohl sein?“ (Apg 2,7-12).

Ja, auch wir fragen uns: Was mag dies wohl sein? Wer sind diese Menschen, die Lukas hier in Jerusalem zum Fest versammelt sieht? Es sind alles *Juden* aus der weltweiten Diaspora, weshalb das Sprach- oder Hörwunder auch jüdisches Erbe aufgreift: Die Erzählung von Gottes Großtaten sollte nicht nur in Hebräisch, sondern auch – so die nicht zu überschätzende Leistung des hellenistischen Diasporajudentums – in Griechisch, der damaligen Weltsprache, gehört werden können. Die Pfingstperikope hebt das ins Grundsätzliche. In allen Sprachen der Welt verstanden zu werden, bei den Menschen in ihrer je eigenen Muttersprache anzukommen, ist nichts Sekundäres, das *auch* noch zum Wort Gottes hinzukäme, sondern bezeichnet nach jüdisch-christlichem Verständnis sein Wesen: es ist ein Wort für *jeden*, an *jedem* Ort und für *jede* Zeit.

„Verstehst du auch, was du liest?“ fragt Philippus in Apg 8 den Äthiopier auf der „Straße, die von Jerusalem nach Gaza hinabführt“, einst miteinander verbundene Städte. Der Äthiopier, ein Freund des Ju-

dentums, der in Jerusalem anbeten will, ist der erste Afrikaner aus dem Gebiet des heutigen Sudan, der sich taufen lässt. Wenn Philippus ihm die Jesaja-Rolle erschließt, die der sozial hoch stehende Beamte wohl in ihrer griechischen Übersetzung zu lesen vermag, veranschaulicht dies in exemplarischer Weise, dass es der menschlichen Begegnung bedarf, des Gesprächs, damit der alte Text in der Gegenwart der Menschen auch ankommt. Ihre Begegnung beschließt Lukas mit der wunderbaren Notiz: Der Äthiopier „ging fröhlich *seines* Weges“ (Apg 8,39), was doch heißt: Er geht seinen eigenständigen *Glaubensweg* (vgl. Apg 9,2; 19,9.23; 22,4 etc.), der ihn nach *Afrika* zurückführen sollte, und er geht ihn fröhlichen Herzens. Und dies nach der Darstellung des Lukas, noch bevor Paulus den Schritt nach *Europa* tut, wie ihn die berühmte Episode von seinem Traumgesicht inszeniert, in dem ein Makedonier, der sein Land und sein Volk repräsentiert, ihm bitend zuruft: „Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!“ (Apg 16,9).

Lassen Sie mich hier kurz innehalten. Wenn Paulus bange Herzens per Schiff von Troas nach Samothrake *über*-setzt, dann findet er am anderen Ufer zwar auch wieder griechisch denkende und sprechende Menschen vor, aber für uns heute mag sein Schritt nach Europa tiefere symbolische Bedeutung annehmen. Er könnte für ein anderes grundsätzliches Wagnis stehen, das der *Über*-setzung aus der einen in die andere Kultur und Sprache, ein Wagnis, denn es schließt Veränderung und Transformation ein, neue kreative Sinnschöpfung. Für dieses Wagnis steht das Neue Testament selbst ein. Es hat die Worte Jesu nicht *archiviert*, nicht nur getreu aus dem Aramäischen ins Griechische übersetzt, sondern sie aufgrund neuer Glaubenserfahrungen vielfältig variiert, ja sogar Worte in seinem Namen neu geschaffen, in der Überzeugung, dass so der gegenwärtig ge-

glaubte Herr in nicht vorherzusehenden Situationen selbst aktuell zur Sprache kommt. Einer der eindrucklichsten Belege dafür sind die tiefgreifenden Unterschiede zwischen den Evangelien: Der *johanneische* Christus spricht ganz anders als der *synoptische*, was Friedrich Schleiermacher mit der großen Differenz zwischen dem Sokratesbild des Xenophon und dem des Platon verglich. Das vierte Evangelium beruft sich für seine Besonderheit auf den „Parakleten“, den „Beistand“ des Geistes, der an Jesu Worte erinnert und sie erst in der Erinnerung zu verstehen gibt. So entstehen – entsprechend den unterschiedlichen ekklesialen Orten – auch unterschiedliche Erinnerungsgestalten, eine johanneische und drei synoptische, eine Pluralität, in der sich das frühchristliche Netzwerk der Ekklesien spiegelt. Uns macht das Johannesevangelium *Mut*, im Vertrauen auf den Parakleten, der in die Wahrheit führt, Jesus auch heute neu zur Sprache kommen zu lassen – im Wissen um die Würde *jeder*, also auch *unserer* Zeit.

Johannes ermutigt uns also zu einer derartigen „Übersetzung“, aber diese fordert auch Mut von uns wie von der Ekklesia insgesamt, damals wie heute. Das möchte ich kurz an einem Beispiel von hoher Aktualität erläutern, der Frage, welche Rolle Jesus für den Umgang der Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen in ihrer Mitte spielen sollte (vgl. M. Theobald, *Jesu Wort von der Ehescheidung. Gesetz oder Evangelium?* in: ders., *Jesus, Kirche und das Heil der Anderen* [SBAB 56], Stuttgart 2013, 37-58). Wahrscheinlich gibt Mk 10,9 ein Wort Jesu wieder, wenn nicht wörtlich, so doch intentional. Dafür spricht, dass sein Kern auch bei Paulus belegt ist. Es lautet: „Was Gott verbunden hat, das *soll* der Mensch nicht scheiden“ – nicht: „*darf*“, wie die Einheitsübersetzung – und nur sie – den Satz, ihn ins Juridische wendend, wiedergibt. Bei Paulus klingt er so: „die Frau

soll sich vom Mann nicht scheiden“ – „der Mann soll die Frau nicht entlassen“ (1Kor 7,10f.). In einem anderen Wort, dessen mutmaßliche Urgestalt sich aus den verschiedenen neutestamentlichen Fassungen nur hypothetisch rekonstruieren lässt, *identifiziert* Jesus in prophetischer Provokation gegen die gängige vom Mann diktierte Scheidungspraxis, was im jüdischen Umfeld landläufig *nicht* zusammengehört: Scheidung bzw. Entlassung *und* Ehebruch, gegen den der Dekalog sich richtet: „Jeder, der seine Frau *entlässt*, der begeht *Ehebruch!*“ Im Zwölfprophetenbuch heißt es bei Mal 2,14: „JHWH ist Zeuge zwischen dir und der Frau deiner Jugend, die du betrogen hast, wo sie doch deine Gefährtin und die *Frau deines Bundes* ist“. Gottes Bund mit seinem Volk erheischt nicht nur Treue zu ihm, sondern auch Treue untereinander, auch und gerade in der Ehe. Um diese Treue geht es auch Jesus, die er als Gewissensnorm einschärft, ohne sich damit auch schon auf das Feld der *Halacha*, der konkreten gesetzlichen Normen, zu begeben, was er auch nicht beim Sabbatgebot tut: „*Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat*“. Wie diesem im wahrsten Sinne des Wortes *humanen* Grundsatz in der konkreten Gesetzgebung zu entsprechen sei, interessierte Jesus nicht. Er war eschatologischer Prophet, kein Schrift- oder Rechtsgelehrter. Umso bedeutungsvoller ist aber dann die Art und Weise, wie die Theologen des Neuen Testaments mit der Gewissensnorm Jesu umgehen, wenn sie, konfrontiert mit den menschlichen Grenzen und dem menschlichen Scheitern, sein Wort in *ihre* Situation „übersetzen“. Paulus war der erste, soweit wir wissen, der sich genötigt sah, für einen konkreten Fall pastorale Hilfe zu geben. Dabei hält er fest, dass Jesu Wort für alle verheirateten Christen verbindlich ist. Doch was tun, wenn in Korinth eine verheiratete Frau zur christlichen Ge-

meinde konvertiert, ihr Mann diesen Schritt aber nicht billigt und sich von ihr scheiden will? Die Antwort des Paulus, die er in eigener Verantwortung erteilt, lautet: „Er (der nicht-gläubige Partner) soll sich scheiden. *Der Bruder oder die Schwester* (also der christliche Partner) ist in solchen Fällen nicht sklavisches gebunden“ (1Kor 7,15), was wohl heißt: er ist *frei* für eine Wiederheirat. Jacob Kremer, der große und aus tiefer kirchlicher Empathie wirkende Wiener Neutestamentler, merkte hierzu an, dass Paulus Jesu Gebot gerade „nicht als starres Gesetz aufgefasst hat, das überhaupt keine Ausnahmen kennt“ (*Der erste Brief an die Korinther* [RNT], Regensburg 1997, 143). Wenn das kanonische Recht 1Kor 7,15 allerdings zu einem *Sonderfall* und *Ausnahmegesetz* für religionsverschiedene Ehen, zum sog. „Privilegium Paulinum“ stilisiert, verkennt es die hermeneutische Relevanz des paulinischen Bescheids: Paulus versucht Eheprobleme seiner Gemeinde im Sinne des „Herrenworts“ in Freiheit zu lösen. Das hat *exemplarische* Bedeutung im Blick auch auf andere Probleme, von denen er noch nichts ahnen konnte, die aber ebenfalls einer pastoralen Lösung harren.

Paulus ist – das sei hinzugefügt – im verantwortungsvollen Umgang mit dem Wort Jesu *kein* Einzelfall. Matthäus – und er ist hier Sprecher seiner syrischen Ekklesia – „übersetzt“ es gleichfalls in die eigenen Koordinaten, „schreibt“ es „weiter“ und fügt die berühmte Ausnahmeklausel ein: „Jeder, der seine Frau entlässt – *abgesehen vom Fall (oder: außer bei) Unzucht* –, der liefert sie dem Ehebruch aus“ (Mt 5,32 par. 19,9). Die Forschung ist sich schon längst darin einig, dass hier keine illegitimen Verwandtschaftsbezüge als Nichtigkeitsgrund für eine Ehe namhaft gemacht werden, sondern Ehebruch, durch den die Ehe in der Auslegung von Dtn 24,1-4 bereits zerstört *ist*, was den rechtlichen Vollzug der Scheidung nach sich

zieht, es sei denn, ein Neuanfang aus dem Geist der Versöhnung heraus ist möglich (vgl. Mt 18,21f. etc.). Die matthäische Gemeinde rechnet also realistisch mit dem Scheitern der Menschen, mit der oft aporetischen Spannung von Anspruch und Wirklichkeit. Sie setzt damit Impulse, die in den Kirchen des Ostens, die sich auf Mt 5,32 berufen, schon auf dem Konzil zu Nizaea, Canon VIII, zu eigenen Lösungen führten (vgl. zuletzt H.-R. Seeliger, *Vom Konzil erlaubt. Nicaea und die Wiederverheiratung Geschiedener*, in: ThQ 192 [2012] 305-312). Gerade die plurale Mehrfach-Überlieferung des Jesus-Worts mit seinen unterschiedlichen neutestamentlichen Adaptionen verpflichtet zu ökumenischem Respekt vor den Wegen der anderen Kirchen wie zur kritischen Relativierung der je eigenen Tradition. Dass der „Katechismus der Katholischen Kirche“ von 1993 Mt 5,32 und 19,9 mit Schweigen übergeht, ist auf diesem Hintergrund nur ungut zu nennen.

Gewiss kann bei dieser und weiteren Fragen auf dem Feld von Ehe und Familie allein die von Papst Franziskus mit großem Freimuth angekündigte römische Bischofssynode weiterführen, wobei sich alle einig sind: In einer Zeit, da Scheidung und Wiederheirat gang und gäbe sind, vermag gelebte Treue in der Ehe heute ein starkes Zeichen der Nachfolge Jesu zu sein. Sein Wort ist Evangelium, *nicht* Gesetz – Zuspriechung, *nicht* Verdammung. Wenn wir als gerechtfertigte Sünder, denen ein Neuanfang geschenkt wird, zur Eucharistie geladen sind, dann wäre dieses Geschenk versöhnlicher Gastfreundschaft ohne leibhaftiges, gemeinsames Essen und Trinken schlicht *gegen* die Intention Jesu. Freilich ist der Ballast groß, den wir als Kirche von unserer Tradition her mit uns herumschleppen. Wolfgang Trilling, Neutestamentler und Oratorianer in Leipzig zu DDR-Zeiten, schrieb 1984 zur undifferenzierten Einstu-

fung des Ehescheidungslogions als „ius divinum“ bei Abblendung seiner pluralen neutestamentlichen Adaptionen: Dies „scheint, wenn ich recht sehe, die stärkste Blockade für eine tiefgehende Reform zu sein [...]“ (*Ehe und Ehescheidung im Neuen Testament*: ThGl 74 [1984] 390-406: 405f.). Jesus jedenfalls wusste nichts von einem ontologisierten Ehebund.

Vielleicht wird es uns wie dem schiffbrüchigen Paulus vor Malta gehen, um noch einmal auf die Apostelgeschichte zurückzulenken (Apg 27,39-28,10): Aus dem Wrack gerettet, ans Ufer der fremden Insel gespült, nennen er und seine Gefährten nichts mehr ihr Eigen. Vom „Ersten der Insel“ mit Namen Publius für drei Tage gastfreundlich aufgenommen, heilt Paulus dessen Vater und viele Kranke der Insel – so wie Jesus im Lukasevangelium. „Und sie erwiesen uns große Ehren und gaben uns bei der Abfahrt alles mit, was wir brauchten“ (Apg 28,10), notiert Lukas. Ob jemand zum Glauben kam, sagt er nicht. Uneigennützig das Handeln nach dem Evangelium ausrichten, auf dass Menschen

an Leib und Seele gesunden, finden sie zum Glauben oder nicht – dies ist vielleicht der deutlichste Erweis dafür, dass *trotz* aller kirchlichen Schiffbrüche und *in* allen schmerzhaften Transformationsprozessen, in denen wir derzeit stehen, am Ende die Weitergabe des jesuanischen Erbes an die nächste Generation doch gelingt.

Sehr verehrte Damen und Herren! Ich möchte nicht schließen, ohne dass wir beide, Christoph und ich, unserem lieben Laudator, Herrn Kollegen Wohlmuth, für seine so sympathischen und freundschaftlichen Worte danken. Er hat das Brüderpaar mit seinen verschiedenen, aber doch polaren Brennpunkten perspektiv- und facettenreich gezeichnet, uns damit aber auch wieder überholend auf ein Bild hin, dem wir noch nicht entsprechen, dem wir aber – das versprechen wir – mit all unseren Kräften nacheifern wollen. Von Herzen ein vergelt's Gott, lieber, sehr verehrter Herr Wohlmuth!

Ihnen allen danke ich für Ihr geduldiges, aufmerksames Zuhören.



Sind die katholischen Intellektuellen in Deutschland am Ende? Beispiel: Ruhrgebiet

Hans Waldenfels / Maria-Luise Born

Prof. DDr. Hans Waldenfels SJ ist Geistlicher Assistent und Stellv. Vorsitzender der KAVD-OV Essen und Umgebung.

Maria-Luise Born ist Schriftführerin der KAVD-OV Essen und Umgebung und Vertreterin im Diözesanrat Essen.

Nein – sie sind nicht am Ende! Wir leben in Zeiten des Umbruchs. Deshalb haben gerade jetzt die Intellektuellen in der Kirche den Auftrag, sich zu Wort zu melden und ihre Meinung kund zu tun, und dies zumal seit dem Papstwechsel im Jahr 2013 mit dem neuen Papst aus Argentinien. Dies ist Anlass genug, die kirchliche Situation und ihren Auftrag überall vor Ort zu überdenken und zu überprüfen.

Sie lesen die letzte Nummer der RENOVATIO des Katholischen Akademikerverbands Deutschland, weil sich der Dachverband zum Jahreswechsel auflöst. Eine weitere wichtige kirchliche Stimme wird in Zukunft fehlen. Da stellt sich für jeden von uns die Frage: Sind wir am Ende?

Ende oder Anfang?

Wir im Ruhrgebiet sagen „Nein“, wir fangen neu an mit einer Gruppe Interessierter in Essen, die weitermachen und sich neu aufstellen will. Es sind die Herausgeberin einer regionalen Quartalszeitschrift, eine leitende Mitarbeiterin beim Weltkulturerbe Zollverein, zwei Hochschullehrer, Vertreter an den Hochschulen tätiger Korporationen, Mitglieder der alten KAVD-Ortsver-

einigung Essen und Umgebung. Sie alle sind der Meinung, dass es im akademischen Bereich am öffentlichen Bekenntnis zur katholischen Kirche fehlt.

Unser Ortsverband in Essen wird sich in Zukunft KAR (Katholischer Akademikerverband-Ruhr) nennen. Wir wollen uns einmischen, wir schämen uns nicht und wenden uns nicht von der Kirche ab, wir wollen katholisch sein. Wir sind stolz auf unsere christliche Vergangenheit vor Ort und im ganzen Abendland. Wir ziehen uns nicht zurück! Wir werden aktiv!

Gerade wir im Ruhrgebiet fühlen uns besonders verpflichtet, auch im Gedenken an die Gründung des Bistums Essen, kurz vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Jahre 1958. Mit der Gründung des Bistums wurde ein deutliches Ja zu einer aufstrebenden Metropollandschaft Ruhr und zum Einsatz des Katholischen in dieser Landschaft gesetzt. Kardinal Franz Hengsbach, der erste Bischof von Essen (1910-1991), war bestrebt, im Sinne eines wahren „Pontifex“ Vertreter der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen aus Wirtschaft, Industrie und Gewerkschaften an einen Tisch zu rufen. Die Gründung des Initia-

tivkreises Ruhr verbindet sich bleibend mit seinem Namen. Die Menschen im Ruhrgebiet gaben ihm den Namen „Ruhrbischof“, weil er sich mit ihnen identifizierte, zu den Menschen ging; davon zeugen viele Beispiele: Grubenfahrten, Betriebsbesuche, der Karfreitagskreuzweg auf der Halde Haniel an der Stadtgrenze zwischen Bottrop und Oberhausen. Es ist gut, dass es noch Zeitzeugen gibt, wie Weihbischof Franz Grave, den langjährigen Koordinator des Initiativkreises Dr. Jürgen Gramke und den früheren Bischofssekretär Domkapitular Martin Pischel. Sie kennen die Vergangenheit und sehen positiv in die Zukunft, trotz der starken Fluktuation an der Ruhr und trotz der vielen Menschen, die die jüngste Vergangenheit schon vergessen haben und nicht mehr kennen.

Das gilt auch für manche Priester, die sich nur an einen Kardinal Hengsbach erinnern, der oft streng war, so dass im Rückblick noch manche Wunde bei ihnen offen ist. Doch macht dies die gesellschaftliche Wirkung des Kardinals nicht ambivalent, zumal in der damaligen Zeit kirchliche Autoritäten, auch andere Bischöfe, durchaus fordernd und streng mit ihren Klerikern umgegangen sind und deshalb manchmal gefürchtet waren. Klagen ist nicht angesagt, lieber schaue man auf den jetzigen Papst und höre man seine stellenweise harte Kritik am Klerus. Priester sollten sich selbst fragen, was sie heute im Sinne einer überzeugenden Glaubensverbreitung im öffentlich-gesellschaftlichen Raum leisten¹. Es wird höchste Zeit, dass jene die in der Kirche das Sagen haben, endlich begreifen, dass eine introvertierte, sich selbst pflegende Kirche – Papst Franziskus spricht von einer „selbstreferentiellen, auf sich selbst bezogenen Kirche“ – keine Zukunft hat.

Denken wir an den langjährigen Präsidenten der Görres-Gesellschaft, Professor Paul Mikat (1924-2011), den Vater der „Mikätzchen“, einer Initiative kirchlich interessierter Christen im Weiterbildungsbereich. Diese starke in Gesellschaft und Kirche mitgestaltende Persönlichkeit, wünschte sich für das Ruhrgebiet eine klassische Universität, mit beiden theologischen Fakultäten, wissend, dass das Ruhrgebiet lange von der Bildungspolitik vernachlässigt worden war. Die Kirche sollte sich nicht zurückziehen, schon gar nicht aus den Universitäten, wie es zurzeit in Bochum geschieht. Rückzüge sind leicht, es genügt oft nur eine Entscheidung, besser wäre ein Aufbau, auch wenn er mühsam ist. Zu oft ist ein Rückzug unwiederbringlich.

Dies gilt nicht nur für den universitären Bereich, sondern auch für die Medienwelt. Die Aufgabe des Bistumsblatts *Ruhr-Wort*, das bundesweit Anerkennung gefunden hat, hat in unserer medienorientierten Zeit ein Vakuum hinterlassen, das die statt dessen verbreitete Postwurfsendung des Bistums, die es gratis gibt, nicht füllen kann. Es fehlen der bistumsgesteuerten Nachfolgepublikation ein Markenzeichen, das zur Identifikation führt, jeglicher Informationswert und vor allem die einladende Aufforderung an die Katholiken, sich hinter die Sache Jesu zu stellen, um die es der Kirche geht. Es zeugt von der nach wie vor vorhandenen Substanz und Stärke des regionalen Katholizismus, dass es kurzfristig zu einer freien Laien-Initiative gekommen und in Gelsenkirchen ein *Neues Ruhr-Wort* entstanden ist. Die Wochenzeitung ist ein Hoffnungszeichen. Man kann nur wünschen, dass die Initiative Bestand hat. Für den Augenblick bringt sie jedenfalls das, was viele seit Aufgabe des alten *Ruhr-Wort* vermissen.

Kritische Rückfragen

Wenn der Glaube an Jesus Christus und der Ruf in seine Nachfolge uns etwas für unser Leben in der Welt von heute bedeutet und mehr ist als die Weiterführung überholter Traditionen und Bräuche, kann sich die katholische Akademikerschaft nicht von ihrem Auftrag verabschieden. Es muss nachdenklich stimmen, wenn *Christ in der Gegenwart* am 6. Oktober 2013 eine Nachricht mit der Überschrift „*Von der Scham der Intellektuellen, katholisch zu sein*“ brachte, in der es hieß: „Es gibt immer weniger katholische Intellektuelle. Und kaum eine Geistesgröße will noch mit dem Wesensmerkmal ‚katholisch‘ in Verbindung gebracht werden.“

Und voller Ironie beschreibt Christiane Florin das Verhältnis von deutschem Episkopat und den katholischen Laien in Deutschland:

„Die deutsche Bischofsbranche geriert sich wie ein altes Ehepaar und streitet lustvoll-boshaft über den Kommunionempfang für wiederverheiratete Geschiedene. Dass sie mit Frühlingsgefühlen nichts anzufangen weiß, ist normal. Aber dass auch die Basis keine Schmetterlinge hervorzaubert, überrascht, jetzt, da sie einen Traummann zum Papst hat. Die deutschen Laien hüllen sich in biedere Schlafgewänder. Sie säuseln in Synoden und Diözesanversammlungen weder verliebt noch verrückt, sondern so abgeklärt wie nach einer mühsam durchgehaltenen Paartherapie. Sie sagen müde Sätze über das ‚Zusammenwirken von Frauen und Männern‘, da werden Entscheidungs-, Kommunikations- und Seelsorgekulturen gefördert. Da wird so lange ‚mitgestaltet‘, bis der Leser sich in den Passiv-Modus verabschiedet.“ (*Christ und Welt – DIE ZEIT* Nr. 21/2014)

Ähnlich kritisch äußert sich Ulrich Ruh, der scheidende Chefredakteur der *Herder Korrespondenz*:

„Es ist ein Kernproblem des deutschen Katholizismus, dass er zunehmend an *intellektueller* Auszehrung leidet. Symptome dafür sind mit Händen zu greifen. In kirchlichen Verlautbarungen werden oft Sachprobleme mit einem Wust an pastoralen Floskeln zugedeckt. Theologische Veröffentlichungen zelebrieren nicht selten eine verstiegene gedankliche und sprachliche Akrobatik ohne Rücksicht auf ihr mögliches Publikum. Es finden sich in kirchlichen Diskursen die immer gleichen Standardformeln zur Charakterisierung heutiger Gesellschaft und Kultur, die belegen, dass man nicht zu genauerem Hinsehen und Analysieren bereit ist. Man rezipiert kulturelles und spirituelles Material, bügelt aber dabei nicht selten dessen Widersprüchlichkeit und Widerständigkeit glatt.“ (*Herder Korrespondenz*, Mai 2014, 219)

Nicht die Überalterung der Mitglieder ist der wahre Grund für die Auflösung von Verbänden. Es geht vielmehr um eine verbreitete innere Aushöhlung, bei älteren Mitgliedern auch um Enttäuschung, Ermüdung und Frust („Bei Älteren dominiert bei aller Loyalität oft genug die schiere Frustration“, Ulrich Ruh). Es fehlt an Ausstrahlung, Überzeugungsstärke und dem Willen zur Zukunftsgestaltung. Viele haben das Gefühl, dass der Verbandskatholizismus in seinen Repräsentationen, etwa dem Zentralkomitee deutscher Katholiken (ZdK) sich weder beim Kirchenvolk noch in der Welt von heute bewegt, sondern sich vielfach selbst zelebriert. Katholische Intellektuelle mischen sich seit langem nicht mehr wirklich in den gesellschaftlichen Diskurs ein, auch wenn „Dialog“ ein Lieblingswort kirchlicher Kommunikation ist. Schließlich

kommt es darauf an, worüber man einen „Dialog“ führt und mit wem. Dass die in der Gesellschaft virulenten Fragen zur Sprache kommen, wird wesentlich Aufgabe der Laien bleiben und unter diesen vor allem Aufgabe derer, die sich reflektiert und nachdenklich über diese Welt und ihre Zukunft Gedanken machen, der Intellektuellen.

Ausgebremste päpstliche Anstöße

Christiane Florin hat ja Recht: Wir haben zwar einen „Traummännchen zum Papst“, und alle Welt schwärmt von ihm, aber die deutschen Intellektuellen, auch viele Katholiken, tun sich, wenn sie offen reden, mit ihm schwer. Kürzlich schrieb ein guter Freund: „Warum ausgerechnet die Intellektuellen Papst Benedikt ständig kritisiert haben und von der Verkündigung ‚des Neuen‘ begeistert sind, erschließt sich mir nicht. Dennoch bin ich mit Dir voller Hoffnung.“

Rationalität und Emotionalität sind auch bei Intellektuellen nicht dasselbe. Gerade weil es Intellektuellen aber wesentlich um Rationalität geht, reicht es nicht aus, für den einen zu schwärmen und den anderen zu verachten. Man muss sich fragen, warum „der Neue“ bei so vielen Menschen in aller Welt „ankommt“ und umgekehrt trotzdem so viele bei uns nach wie vor misstrauisch sind, wenn die Rede auf die Kirche kommt. Irgendwie wirken die päpstlichen Anstöße bei uns wie ausgebremst.

Vermutlich liegt es an Folgendem: Die Kirche ist eine gesellschaftliche Größe, die man mit „weltlichen“ Augen, also gleichsam von außen, und als Mitglied, von innen, betrachten kann. Für den durchschnittlichen deutschen Katholiken, – gleichgültig, ob Akademiker oder nicht, – ist die Kirche zunächst ein großer Verein, für den man seinen Mitgliedsbeitrag –

spricht: die „Kirchensteuer“ – zahlt. Tatsächlich ist die Kirche im öffentlichen Rechtsstatus eine Körperschaft öffentlichen Rechts. Viele Menschen fragen sich, was sie eigentlich davon haben, Vereinsmitglied der Kirche zu sein, ob man sich diesen Beitrag nicht genauso gut sparen könnte².

Vereine können für ein Mitglied lebensprägend und identitätsbestimmend sein, aber auch teilzeitbestimmend und am Ende marginal. Inzwischen betrachtet aber eine wachsende Zahl von (Noch-)Mitgliedern die Kirche mehr mit den Augen des Außenstehenden als von innen; das heißt, der Grad der Identifizierung nimmt deutlich ab. Das geht soweit, dass für viele Menschen, selbst Getaufte, die Kirche und das Christentum zu einer „Fremdreligion“ werden³. „Fußball – das ist mein Leben“ singt auch nicht unbedingt jeder, der einmal zu einem Fußballspiel ins Stadion geht und es dort toll findet. Wir müssen also deutlicher zur Kenntnis nehmen, dass die Kirche auch von Kirchenmitgliedern immer weniger aus einer Binnen- und immer mehr aus einer Außenperspektive betrachtet wird.

Soziologisch steht die Kirchlichkeit seit längerem auf dem Prüfstand. Insidern sind die Studien zu den Sinus-Milieus und den religiösen und kirchlichen Orientierungen in Deutschland bekannt, die eine differenziertere Sicht der Einstellung zur Kirche zulassen⁴. Doch sind diese Erkenntnisse in der kirchlichen Verkündigung weithin noch nicht angekommen. Das aber macht es verständlich, dass man sich für den lateinamerikanischen Papst begeistern kann, ohne dass in der Kirche und bei ihren Gläubigen viel geschieht.

Zum Kirchenbild von Papst Franziskus

Wenn der Papst von der Kirche spricht, meint er nicht den Verein Kirche. Vielmehr

spricht er biblisch-theologisch. Unter den Kirchenbildern ist ihm offensichtlich das Bild vom Volk Gottes am liebsten. Dieses Bild hat einen doppelten Anknüpfungspunkt:

• **Zweites Vatikanisches Konzil**

Zwar ist Franziskus der erste Papst, der das Zweite Vatikanische Konzil nicht mehr als Teilnehmer miterlebt hat; dennoch lebt er ganz aus diesem Konzil. Er ist ein Mann des Konzils und identifiziert sich voll und ganz mit der Kirche, die für ihn das von Gott gerufene Volk ist, dem er sich zugehörig fühlt. In diesem Sinne ist er selbst Kirche, Teil der Kirche, Glied der Kirche. Für ihn besteht die Kirche aus „lebendigen Steinen“ (1 Petr 2,5) aus Menschen, die mit dem „lebendigen Stein“ Christus verbunden sind (1 Petr 2,3) und mit ihm „ein heiliges Geschlecht, ein Volk bilden (1 Petr 2,9). „Volk“ (griech. *laos*) aber ist im 2. Kapitel der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* zu einem Schlüsselbegriff geworden.

• **Lateinamerika-Argentinien**

Allerdings ist „Volk“ für Franziskus nicht nur biblisch, sondern auch von seiner lateinamerikanischen, argentinischen Volkszugehörigkeit her zu verstehen⁵. Lateinamerika und seine argentinische Heimat schenken ihm die Sensibilität für die Vielfalt von Sprachen und Denkformen in der Welt. Diese verbindet sich bei ihm mit einem starken Gefühl für menschliche Begrenztheiten. Gerade dieses Gefühl für Begrenztheiten aber müssen wir in Europa erst neu entwickeln. Viel zu lange haben wir – auch in der Kirche – anderen Völkern, Kulturen und Religionen gegenüber ein starkes Überlegenheitsgefühl entwickelt. Dies gilt es in unseren Tagen aufzuarbeiten⁶.

Den doppelten Ansatz eines Verständnisses

von „Volk“ muss man vor Augen haben, wenn man die konkreten Anstöße verstehen und umsetzen will, die das Verständnis von Kirche bei Papst Franziskus bestimmen.

Drei Impulse

Drei Impulse können gerade für die deutsche bzw. europäische Szene hilfreich sein. Wir entnehmen sie dem Interview, das Franziskus Ende August 2013 mit dem italienischen Jesuiten Antonio Spadaro geführt hat; sie sind aber auch im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* vom 24. November 2013 zu finden⁷

• **„Man muss ganz unten anfangen.“ (48)**

Die Kirche beginnt mit den Menschen, die zu ihr gehören, nicht mit der hierarchischen Ordnung. Die Menschen der Kirche bilden ein Volk und das umso mehr, wenn das Volk sich als „Volk Gottes“ versteht, das heißt: als das von Gott berufene Volk.

Der Satz „Die Kirche baut sich von unten auf“ hat wesentlich mit der Identität zu tun, die der Mensch für sich sucht, weil er wissen will, wohin er gehört. Das wird bei den Strukturüberlegungen in Deutschland und anderen Ländern Europas allerdings offensichtlich anders gesehen. Lautet nicht zumeist die Ausgangsfrage: Wie viel (klerikales) Leitungspersonal werden wir in Zukunft noch haben? Entsprechend wird die Zahl der Großpfarreien bestimmt und werden Gottesdienstzeiten u.ä. festgelegt. Es ist ein trostloses Bild in unseren Städten, wenn man am Sonntagmorgen – den Werktag kann man ohnehin vergessen – an geschlossenen Kirch Türen vorbeifährt. Dabei geht es den Städten trotz des reduzierten Angebots immer noch viel besser als den Dörfern. Verschlossene Kirchen aber sind keine Einladung zur Identifizierung. Die deutschen Kirchenleitungen denken hier nicht wie der Papst; sie denken

viel zu sehr von Oben nach Unten, nicht von Unten nach Oben. Das wird auch beim zweiten Anstoß oft übersehen:

• „Das Volk ist das Subjekt.“(43)

Frage: Fühlen wir uns in der Kirche wirklich als Subjekt, das aufgrund der Geisterfülltheit aktiv wird und sich einsetzt, wo Menschen in Not sind, der Hilfe, Heilung und Zuwendung bedürfen? Werden wir initiativ in der Kirche und wenn ja, wie zeigt sich das? Fühlen sich die meisten Mitglieder der Kirche nicht nach wie vor eher als „Objekte“, als passive Empfänger statt als aktive Täter? Aus der früheren Beobachtung formuliert: Haben wir nicht bezahlt, so dass wir in unserer Gesellschaftsordnung Anspruch auf eine Gegenleistung haben, also etwas bekommen sollten, anstatt noch zusätzlich tätig sein zu müssen? Der Gedanke, dass wir alle Subjekt sind, also aktives, tätiges, gestaltendes und helfendes Subjekt, jeder nach seinen Fähigkeiten, ist in unseren Gemeinden längst nicht verbreitet. Wir sind in der Kirche gewohnt, geführt zu werden, und dass man uns sagt, wie wir leben sollen. Im konkreten Fall ärgert das zwar, weil das, was „von denen da oben“ gesagt, gepredigt und vorgeschrieben wird, oft lebensfremd wirkt und ist. Doch der durchschnittliche Katholik hat seine Vorstellungen von Kirche, wie es immer war und vielleicht auch sein sollte. Nur dass *ich* persönlich als aktiv tätiges Subjekt gefragt bin, kommt den meisten nicht in den Sinn. Deshalb sind sie enttäuscht und wenden sich ab.

Der Papst denkt anders. Ein Denken in den Kategorien der Tauschgesellschaft – „Wir haben bezahlt und dürfen dafür etwas erwarten“ – ist ihm im Hinblick auf sein Verständnis von Kirche völlig fremd. Für ihn ist Gott im Spiel. Dieser Gott aber thront nicht in unnahbarer Ferne von der konkreten Menschenwelt, sondern hat im Men-

schen Jesus von Nazareth ein menschliches Angesicht. Er ist ein Gott, der in zärtlicher Liebe und Zuwendung für uns Menschen berührbar geworden ist, er wünscht von uns, dass wir uns entsprechend verhalten, unser Leben tätig gestalten und füreinander da sind. Es geht schließlich um das „Volk Gottes“. Die damit gegebene Christusbindung und Christusförmigkeit geht vielen Mitgliedern des Vereins Kirche ab. Sie wünschen sich zwar mehr „Demokratie“ in der Kirche, doch den bleibenden Ausgangs- und Zielpunkt, also das A und O des Ganzen, bekommen sie nicht zu Gesicht; es nimmt folglich auch keine Gestalt in ihnen an.

Die Bischöfe und Christen vor Ort sollten sich endlich an das erinnern, was der emeritierte Papst Benedikt XVI. schon als junger Professor klarsichtig formuliert hat⁸:

„Aus der Krise von heute wird auch dieses Mal eine Kirche morgen hervorgehen, die viel verloren hat. Sie wird klein werden, weithin ganz von vorne anfangen müssen. Sie wird viele der Bauten nicht mehr füllen können, die in der Hochkonjunktur geschaffen wurden. Sie wird mit der Zahl der Anhänger viele ihrer Privilegien in der Gesellschaft verlieren. Sie wird sich sehr viel stärker gegenüber bisher als Freiwilligkeitsgemeinschaft darstellen, die nur durch Entscheidung zugänglich wird. Sie wird als kleine Gemeinschaft sehr viel stärker die Initiative ihrer einzelnen Glieder beanspruchen. Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen. In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden.“

Ist es nicht an der Zeit, dass endlich aus der klaren Erkenntnis Konsequenzen gezogen werden? Ist es nicht an der Zeit, dass die Getauften die Initiative ergreifen und das tun, wozu sie in der Kraft des Geistes befähigt sind? Wo melden sich hier die katholischen Intellektuellen zu Wort? In der Öffentlichkeit, bei den Bischöfen, schließlich, wenn diese nicht hören, beim heutigen Papst?

Die Provokation wird noch heftiger, wenn wir einen dritten Satz hinzufügen, den Papst Franziskus wiederholt ausspricht:

• **„Das Ganze der Gläubigen ist unfehlbar im Glauben.“** (43)⁹

Das muss vielen fremd vorkommen, obwohl der Inhalt des Satzes keineswegs neu, sondern urkatholisch ist. In gewissem Sinne relativiert er die seit dem Ersten Vatikanischen Konzil im Übermaße betonte päpstliche Unfehlbarkeit und Macht, die isoliert sehr zur Erstarrung und Entmündigung des Kirchenvolkes beigetragen hat. So wie der Papst den Satz formuliert, wird aber die päpstliche Vollmacht in den Gesamtrahmen kirchlicher Unfehlbarkeit zurückgebunden.

Der im kirchlichen Grundverständnis weithin verdrängte und vergessene Sachverhalt ist in der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* Nr. 12 deutlich in Erinnerung gerufen worden:

„Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. *1 Joh 2,20* und *27*), kann im Glauben nicht fehlgehen (lat. *in credendo falli nequit*) und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie mittels des übernatürlichen Glaubenssinns (lat. *mediante supernaturali sensu fidei*) des ganzen Volkes immer dann kund, wenn sie ‚von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien‘ [Augustinus] ihre allge-

meine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert.“

Zum Vergleich lautet der vollständige Text bei Papst Franziskus:

„Das Volk ist das Subjekt. Und die Kirche ist das Volk Gottes auf dem Weg der Geschichte – mit seinen Freuden und Leiden. Fühlen mit der Kirche bedeutet für mich, in dieser Kirche zu sein. Und das Ganze der Gläubigen ist unfehlbar im Glauben. Es zeigt diese *Unfehlbarkeit im Glauben* durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes Gottes auf dem Weg. So verstehe ich heute das *Sentire cum ecclesia* [= Fühlen mit der Kirche – HW], von dem der heilige Ignatius spricht. Wenn der Dialog der Gläubigen mit dem Bischof und dem Papst auf diesem Weg geht und loyal ist, dann hat er den Beistand des Heiligen Geistes. Es ist also kein Fühlen, das sich auf die Theologen bezieht.“ (43)

Hier ist nicht ausführlicher auf die Lehre einzugehen¹⁰. Nur so viel sei gesagt: Offensichtlich geht es dem Papst wesentlich um die Autorität des Volkes, nicht zuletzt der Armen, Leidenden und Unterdrückten. Diese aber äußert sich nicht zunächst in Worten, sondern in Taten; fachsprachlich ausgedrückt: weniger in der Orthodoxie als in der Orthopraxie. Entsprechend heißt es in *Evangelii gaudium* Nr. 119 zu „unfehlbar im Glauben“:

„Das bedeutet, dass [das Volk], wenn es glaubt, sich nicht irrt, auch wenn es keine Worte findet, um seinen Glauben auszudrücken. Der Geist leitet es in der Wahrheit und führt es zum Heil.“

Unter dem Stichwort „Volksfrömmigkeit“ war es ein wichtiges Thema auf der V. Generalversammlung der Bischöfe von Lateinamerika und der Karibik im brasilianischen

nischen Aparecida im Jahr 2007. Im Rückblick auf Aparecida beschreibt Papst Franziskus in *Evangelii gaudium* Nr. 125, wie sich im Volk - gleichsam am Wort vorbei - Glaube, Hoffnung und Liebe äußern können:

- **Glaube:** „Ich denke an den festen Glauben jener Mütter am Krankenbett des Sohnes, die sich an einen Rosenkranz klammern, auch wenn sie die Sätze des *Credo* nicht zusammenbringen.“

- **Hoffnung:** Ich denke „an den enormen Gehalt an Hoffnung, der sich mit einer Kerze verbreitet, die in einer bescheidenen Wohnung angezündet wird, um Maria um Hilfe zu bitten.“

- **Liebe:** Ich denke „an jene von tiefer Liebe erfüllten Blicke auf den gekreuzigten Christus.“ (eigene Textanordnung)

Die im Blick auf die Kirche als Gottesvolk gegebenen Impulse des Papstes sind keine soziologischen Erörterungen, sondern wesentlich spirituelle Anstöße, die für alle Getauften gelten. Sie erfordern folglich auch keine besonderen Studien und keine besonderen Bevollmächtigungen. Sie erfordern wohl ein tiefes Kirche-sein im Sinne radikaler Verbundenheit mit dem Mensch gewordenen Gott und Offenheit für seine bleibende Geistführung. Sie erfordern – im modernen Jargon gesagt – Sinn für Spiritualität, mehr als theoretischen theologischen Disput. Nicht *über* die Kirche zu reden ist angesagt, sondern Kirche zu sein.

Bekenntnis und Auftrag

Sind die katholischen Intellektuellen am Ende? Das ist nicht der Fall! Wohl ließ sich am zwiespältigen Umgang mit der Person des lateinamerikanischen Papstes zeigen, dass in Deutschland ein zwiespältiges Verständnis von Kirche verbreitet ist. Nur ein kleiner Teil der Gläubigen identifiziert sich noch existentiell mit dem Ruf zur Nach-

folge Jesu, für viele ist die Kirche ein mehr oder weniger nützlicher Verein. Zu Recht fordert der Papst in *Evangelii gaudium*, Nr. 102 ausdrücklich im Hinblick auf die Laien Bildung und Evangelisierung: „Die Bildung der Laien und die Evangelisierung der beruflichen und intellektuellen Klassen stellen eine bedeutende pastorale Herausforderung dar.“

Man kann es mit dem Schriftwort ausdrücken: „Wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund.“ (Mt 12,34) Hört man Papst Franziskus zu, liegt ihm nichts so sehr am Herzen als die Vermittlung der jesuanischen Botschaft. In der Sprache der Kirche gesagt: Es geht ihm um „Evangelisierung“, um das praktische Bekenntnis zu Jesus. „Evangelisierung“ ist das heutige Wort für „Mission“, Sendung und Auftrag. Das aber ist keine Angelegenheit der Selbstbespiegelung, sondern erfordert, dass wir das Innere der Kirchenräume hinter uns lassen und hinausgehen in die verschiedenen Bereiche der Welt.

In der Neufassung der örtlichen Satzung der Katholischen Akademikerschaft Ruhr haben wir formuliert, dass es uns geht um:

- a) „die Förderung katholischer Bildung und die Verbreitung katholischen Denkens, vor allem der katholischen Gesellschaftslehre in der katholischen Akademikerschaft und deren verantwortlicher Einsatz in Kirche und Gesellschaft, zumal im Bereich der Schulen, Hochschulen und Bildungseinrichtungen,
- b) die Förderung der Zusammenarbeit mit gleichgesinnten katholischen Gemeinschaften im eigenen Land und Umfeld sowie auf internationaler Ebene, aber auch die Förderung der ökumenischen Kooperation mit der Evangelischen Akademikerschaft,
- c) die Förderung des offenen Gesprächs

und der Zusammenarbeit mit anderen religiösen Gemeinschaften und mit allen sinn-suchenden gesellschaftlichen Gruppierungen im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils.“

Der Text enthält ein deutliches Bekenntnis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, bekennt sich zum katholischen Denken und betont die Ausrichtung auf das gesellschaftlich-öffentliche Leben, wie es sich vor allem in den verschiedenen Bildungseinrichtungen entfaltet. Er betont die Kooperation mit gleichgesinnten Gruppierungen und das im Wissen um ökumenische Verpflichtungen. Schließlich lassen sich Bekenntnis und Auftrag heute nur dann offen und ehrlich verwirklichen, wenn wir uns der Vielzahl und Vielgesichtigkeit der Menschen und der menschlichen Gruppierungen stellen, die wie wir auf der Suche und dem Weg zu menschlicher Erfüllung sind.

Gerade in dieser grundsätzlichen Offenheit wollen wir die Impulse des heutigen Papstes aufgreifen, der eine dezentrierte Kirche will, die sich nicht um sich selbst dreht und mit sich selbst beschäftigt, sondern sich öffnet und vor allem für die vielen Leidenden und Suchenden in der Welt da ist¹¹. Das erfordert einen hohen Grad an Sensibilität für die Orte, an denen Menschen leben. Für Intellektuelle an der Ruhr haben wir zunächst folgende Bereiche ins Auge gefasst, die dann weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch eine abschließende Beschreibung der Bereiche beinhalten:

● Hochschullandschaft

Wer von der Kraft des Geistes überzeugt ist, sollte vor allem da präsent sein, wo geistige Auseinandersetzungen stattfinden, geistige Inspirationen wachsen, gesellschaftsprägende und -bestimmende Dinge

entdeckt und entwickelt werden. Das Ruhrgebiet besitzt inzwischen eine Vielzahl von Universitäten, Hochschulen und Forschungsstätten, Kunstakademien, Musikschulen, Theatern und Museen. Die katholische Kirche selbst ist nach wie vor ein starker Bildungsträger, doch erweist sie sich im Bereich der Institutionen – und das stellenweise im Gegensatz zur evangelischen Kirche – zunehmend als kontaktarm; vielerorts ist sie einfach nicht mehr präsent. Gerade weil aber die klerikal gesteuerten Leitungsgremien personell wie finanziell überfordert sind, müsste im Sinne der päpstlichen Impulse dem freien Spiel der Kräfte im einfachen Kirchenvolk entschieden mehr Raum gegeben werden.

An den Hochschulen gibt es nach wie vor Studentenverbindungen u.ä., die sich aber in einer Zeit pluralen Kräftemessens und Ringens nicht nur persönlichen Interessen widmen dürften, sondern sich in viel stärkerem Maße ihres kirchlichen Öffentlichkeitsauftrags stellen müssten. Zu Recht hat sich der Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine (KV) jüngst in seiner Verbandszeitschrift *Akademische Monatsblätter (AM)* Juli/2014 protestierend zu Wort gemeldet. Die LandesAsten-Konferenz Niedersachsen (LAK) hatte auf ihrer Sitzung am 13. Mai 2014 den ASTA der Universität Göttingen aus diesem Gremium mit der Begründung ausgeschlossen, dass die Mitgliedschaft von zwei Referenten in Studentenverbindungen „eine Unvereinbarkeit mit der Präambel der LAK“ darstellen würde. Dabei ging es u.a. um ein Mitglied des KV.

Solche Ereignisse gehören aber in die öffentliche Presse und müssten ähnlich deutlich diskutiert werden wie das Verbot eines Kopftuchs für eine muslimische Krankenschwester in einem katholischen Krankenhaus oder die unglückliche Aufforderung

des Europapolitikers Martin Schulz, die Kreuze und andere religiöse Symbole aus der Öffentlichkeit zu verbannen.

• Medienlandschaft

Damit ist ein zweites Feld angesprochen, aus dem sich die katholische Kirche viel zu stark zurückzieht. Wir erinnern uns: Es begann mit *Publik*, 1968 von der katholischen Kirche gegründet und nach drei Jahren 1971 aufgegeben, – es lebt fort in *Publik-Forum*, das sich mit eigenen Mitteln trägt. Der *Rheinische Merkur* wurde nach wechselvoller Geschichte eine Zeitlang von katholischen Bistümern und der Deutschen Bischofskonferenz subventioniert und 2010 als eigenständige Zeitung eingestellt; seit Ende 2010 erscheint er unter dem Titel *Christ und Welt* als Beilage zur Wochenzeitung *Die Zeit*.

Angesichts der starken Umbrüche auf dem Markt medialer Kommunikation stellt sich die Frage, wie sich die Kirche im Bereich der Medien präsent hält und sachgerecht in der Öffentlichkeit positioniert. Denn es geht ja nicht nur um die Vermittlung korrekter Daten und Informationen, sondern auch um die Meinungsbildung. Hier aber sind Leerräume entstanden. Es ist nur an zwei Beispiele zu erinnern: Nach der Aufdeckung der desaströsen Missbrauchsfälle in der Kirche unseres Landes und vieler anderer westlicher Länder war der Kirche die Meinungsbildung über das Versagen des Bistums Limburg und seines Bischofs Franz-Peter Tebartz-van-Elst beim Bau des neuen Bischofshauses der Kirche weithin entglitten. Ähnliches droht der Kirche bei der Berichterstattung über die jüngeren Bischofsnennungen in Freiburg und Köln. Da innerkirchlich vieles immer noch im Zeichen der Geheimhaltung abläuft, produziert die Presse ihre eigenen Geschichten, werden Kandidatenlisten verbreitet, die

es vermutlich gar nicht gegeben hat, wird Misstrauen gesät und Gift gestreut, wobei Kirchenverantwortliche – wegen der Geheimhaltungsbestimmungen – nur ohnmächtig dementieren oder schweigen können; schweigen aber gilt nach dem alten lateinischen Wort zumeist als Zustimmung.

Gerade hier sind erneut die katholischen Intellektuellen gefordert. Sie tragen Mitverantwortung für den öffentlichen Raum und bleiben auch mitverantwortlich, dass die katholische Kirche in der Öffentlichkeit eine verständliche und wahrhaftige Stimme hat. Dabei geht es ja, auch wenn es in der Kirche brennen mag, keineswegs primär um kircheninterne Fragen wie die beiden erwähnten, die für Außenstehende ohnehin nur bedingt von Interesse sind. Wohl trägt der Umgang auch mit solchen innerkirchlichen Fragen zur Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der Kirche bei. Bedeutsamer sind jedoch die Fragen, die die Menschen, unabhängig von ihren Zugehörigkeiten, wirklich bewegen und die nach einer Antwort verlangen.

• Ökumenischer Auftrag

Wir betonen zwar nachdrücklich den katholischen Auftrag, weil wir uns aus der katholischen Identität heraus aufgerufen wissen. Allerdings leben wir in einem Land, dessen Geschichte von der Reformation geprägt ist, die bis heute Trennungen und Spaltungen, letztlich tiefsitzende Wunden hinterlassen hat, die bis heute nicht wirklich heilen. Dabei verstehen viele Nachfahren, die in diesen Tagen an die Ereignisse vor 500 Jahren, also an das Reformationsjubiläum, erinnert werden, überhaupt nicht mehr, worum es bei all dem Streit einmal ging, und das gilt für beide Seiten.

Längst gibt es in vielen Bereichen gesellschaftlichen Lebens wechselseitige Hilfen. Man wechselt sich ab bei Gottesdiensten in Krankenhäusern und Altersheimen, in Gefängnissen, beim Militär bis hin zu den Hochschulen. Man diskutiert über das Verständnis von Ehe und Familie, über den Umgang mit Lebensanfang und Lebensende, über medizinische und technische Möglichkeiten und ihre moralische Erlaubtheit, über das Arbeitsrecht, den Umgang mit Migranten, über Fragen der Ökologie und Ökonomie u.v.m. Es gibt gemeinsame gesellschaftspolitische Erklärungen, zumal die Diskussion in vielen Bereichen zu gleichen und ähnlichen Ergebnissen führen und Unterscheidungen nicht mehr unbedingt konfessionell-religiös bedingt sind.

Hier stellt sich auf lokal-regionaler Ebene die Frage, ob nicht gerade im akademischen Raum vorhandene Strukturen und Ressourcen im Sinne von Synergien viel stärker gemeinsam genutzt werden könnten. Warum können in einer religiös-weltanschaulich immer bunteren Gesellschaft Katholiken und Protestanten als die noch bestehenden christlichen Großkirchen nicht stärker zueinander finden, die Einheit leben und vollziehen, wo immer es möglich ist? In einer wachsenden Zahl von Großstädten gehören inzwischen mehr als 30 Prozent der Bevölkerung nicht mehr den beiden Kirchen an, und diese Zahl wächst. Angesichts dieser Entwicklungen sind auch aus dieser Perspektive das bewusste Bekenntnis und die Besinnung auf den Auftrag, den der gemeinsame Herr den Christen gegeben hat, dringend erforderlich, und das umso mehr, als der interreligiöse Dialog angesagt ist. Soll er an uns vorbei geführt werden¹²?

An der Ruhr waren einmal sowohl die katholische wie die evangelische Akademi-

kerschaft stark. Es ist sinnvoll, diese Situation wahrzunehmen, die möglichen Kontakte erneut zu knüpfen, die Möglichkeiten der Kooperation auszuloten und gemeinsam in den heute geforderten interreligiösen und interkulturellen Disput und den allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs einzutreten.

Das wollen wir für die katholische Akademikerschaft an der Ruhr. Es könnte so auf eigene Weise auch in anderen Teilen des Landes weitergehen. Christen sind überall im Land und auf der Welt aufgerufen, Zeugen der Botschaft Christi zu sein. Das geschieht im alltäglichen Leben, beim Intellektuellen auch im Wort.

Gerade den Intellektuellen muss immer wieder ihre Verantwortung zu Bewusstsein kommen. Sie folgt letztlich daraus, dass der Mensch ein nachdenkendes Wesen ist, das „re-flektiert“, das heißt: die Welt und sich selbst in den Blick nimmt. Das heißt: Die Intellektuellen müssen sich ihrer Verantwortung stellen und Verantwortung tragen.

Der Theologe sieht sich an den 1 Petrusbrief 3,15 verwiesen, wo es heißt: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der auch nach dem Grund eurer Hoffnung fragt.“ Er kommt mit seiner Verantwortung von Gott und steht mit seiner Verantwortung letztlich vor Gott.

Die Botschaft, die wir als Katholiken aus der Mitte unserer Kirche heute lauter vernennen können als lange zuvor, lautet:

Hinausgehen

Türen öffnen

Dasein für die Anderen

Wissen, dass Gott selbst das Menschsein gewählt hat.

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu ausführlicher *Hans Waldenfels*, Sein Name ist Franziskus. Der Papst der Armen. Paderborn 2014.

² Die Austrittszahlen belegen den Trend: Sie sind nach den jüngsten Veröffentlichungen von 118.335 Austritten im Jahr 2012 auf 178.805 im Jahr 2013 gestiegen.

³ Vgl. *Gregor M. Hoff/Hans Waldenfels* (Hg.), Die ethnologische Konstruktion des Christentums. Fremdperspektiven auf eine bekannte Religion. Stuttgart 2008; darin mein Beitrag: Unterwegs zu einer Ethnologie des Christentums (149-166), in dem ich zu erläutern suche, wie die Kirche bzw. das Christentum immer mehr Menschen „fremd“ wird.

⁴ Vgl. MDG-Milieuhandbuch 2013. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus. Im Auftrag der MDG-Medien-Dienstleistung GmbH. Heidelberg-München 2013.

⁵ Vgl. *Jorge Mario Bergoglio Papst Franziskus*, Die wahre Macht ist der Dienst. Freiburg 2014, 121-150; dazu auch *Enrique C. Bianchi* in *Magdalena M. Holztrattner*, Innovation Armut. Wohin führt Papst Franziskus die Kirche? Innsbruck 2013. 55 „Auch das Wort *Volk* wird hier mit einem besonderen Geschmack ausgesprochen. Für viele ArgentinierInnen war es sehr suggestiv, dass der Papst in seinen ersten Worten auf dem Balkon dieses Wort gleich dreimal benutzte. Um über Personen im Kollektiv zu sprechen, bietet die spanische Sprache zwei Wörter an, die in Argentinien mit substantiellem Unterschied konnotiert sind: *pueblo* und *gente*. Beide werden ins Englisch mit *people* übersetzt, wobei der spanische Gehalt, der uns hier interessiert, verloren geht. Zum Beispiel titulierte die Zeitschrift *Time* im Juli dieses Jahres [2013 – HW] mit ‚The people’s Pope‘, was eine mehrdeutige Übersetzung anbietet. Man könnte es übersetzen mit ‚der Papst der Leute‘ (*el papa de la gente*) oder mit ‚der Papst des Volkes‘ (*el papa del pueblo*), zwei Ausdrücke, die in Argentinien zwei verschiedene Bedeutungen tragen. *Leute* (*gente*) verwendet man für eine

amorphe Gruppe, eine Masse, unfähig für kollektive Aktionen. Im Gegensatz dazu wird *Volk* (*pueblo*) im argentinischen Kontext verstanden als Ordnungseinheit. Eine organische Gemeinschaft, fähig zu kollektiven Gefühlen und Aktionen, die einen Lebensstil teilt und – was das wichtigste ist – die eine gemeinsam Geschichte und ein gemeinsames Geschick teilt.“

⁶ Dazu *Thomas Schreijäck/Knut Wenzel* (Hg.), Kontextualität und Universalität. Die Vielfalt der Glaubenskongexte und der Universalitätsanspruch des Evangeliums. 25 Jahre „Theologie interkulturell“. Stuttgart 2012; darin *Hans Waldenfels*, Das europäische Christentum - im Kontext globaler Interreligiosität, 111-128; *ders.*, Möglichkeiten und Grenzen des Pluralismus in der Theologie – Eine katholische Position, in *Mariano Delgado/Volker Leppin/David Neuhold* (Hg.), Schwierige Toleranz. Der Ursprung mit Andersdenkenden und Andersgläubigen in der Christentumsgeschichte. Fribourg – Stuttgart 2012, 339-356; *ders.*, Von der Sprachnot in der Kirche, in *Richard Heinzmann* (Hg.), Kirche – Idee und Wirklichkeit. Für eine Erneuerung aus dem Ursprung. Freiburg 2014, 206-228.

⁷ Vgl. *Antonio Spadaro SJ*, Das Interview mit Papst Franziskus. Freiburg 2013; Seitenzahlen im Text.

⁸ *Joseph Ratzinger*, Glaube und Zukunft. München 1970, 122f. (= Gesammelte Schriften 8/2, 1167); dazu *Hans Waldenfels*, Löscht den Geist nicht aus! Gegen die Geistvergeessenheit in Kirchen und Gesellschaft. Paderborn 2008, 17-29.

⁹ Ich habe den Satz mindestens dreimal gefunden. Er findet sich in der Nachschrift eines Vortrags vor der Vollversammlung der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika in Rom im Januar 2005; vgl. sein Buch: Die wahre Macht (A. 5), 360f.; im Spadaro-Interview (A. 7), 42f.; in *Evangelii gaudium*; vgl.; *Papst Franziskus*, Die Freude des Evangeliums. Das Apostolische Schreiben *Evangelii gaudium* über die Verkündigung des Evangeliums in der Welkt von heute. Freiburg 2013, Nr. 119; dazu *Hans Waldenfels*, Sein Name (A. 1), 75-78. 122-124.

¹⁰ Vgl. ausführlicher zur Sache *Hans Waldenfels*, *Kontextuelle Fundamentaltheologie*, Paderborn ⁴ 2005, 512-519. Es fällt auf, dass die von Papst Franziskus zitierte Stelle *Lumen gentium* Nr. 12 praktisch kaum benutzt wird, um dem Gedanken der Unfehlbarkeit einen umfassenden kirchlichen Rahmen zu geben. *Walter Kasper* schreibt in seinem Werk: *Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung*. Freiburg 2011, 374: „Kirche ist nur dann Kirche Jesu Christi, wenn sie am Bekenntnis zu Jesus Christus festhält, wenn sie also nicht aus der offenen Wahrheit herausfällt, sondern dieser treu bleibt. So kann es zwar in der Kirche Irrtum und Sünde geben, aber als Ganzer ist sie nicht nur indefectibilis [= unzerstörbar – HW], sondern in einer analogen, das heißt abgeleiteter Weise aufgrund von Gottes Verheißung auch infallibilis [= unfehlbar – HW]. – Diese Unfehlbarkeit gilt der Kirche als Ganzer.“ Die Aussage macht Kasper, wo es vor allem um das Verständnis, aber auch die Begrenzung der päpstli-

chen Unfehlbarkeit geht. Kasper argumentiert nicht, wie Papst Franziskus es tut, vom Volk her.

¹¹ Vgl. dazu ausführlicher *Hans Waldenfels*, *Sein Name* (A. 1), 53-64. 78-87.

¹² An der Universität Hamburg gibt es inzwischen eine Akademie der Weltreligionen, die Anfang Februar 2014 mit einer öffentlichen Auftaktveranstaltung des internationalen Forschungsprojektes „Religion und Dialog in modernen Gesellschaften“ an die Öffentlichkeit getreten ist. Das Projekt wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unterstützt. Vgl. *Wolfram Weiße/Katajun Amirpur, Anna Körs & Dörthe Vieregge* (Hg.), *Religion und Dialog in modernen Gesellschaften Dokumentation der öffentlichen Auftaktveranstaltung eines internationalen Forschungsprojektes*. Münster – New York 2014. Zu den Kontaktpersonen werden aus dem Ruhrgebiet genannt Prof. Alexander Kenneth-Nagel (Universität Bochum) und Prof. Thorsten Knauth (Universität Duisburg-Essen, Projektleitung: Rhein-Ruhr).

KAVD-Regenschirm - RESTEXEMPLARE -

Blauer Schirm mit aufgedrucktem Logo/Schriftzug und praktischer Umhängetasche.

Zu bestellen bis zum **31. Dezember 2014**

über den KAVD:

Postfach 20 01 31, 45757 Marl,

Tel: (0 23 65) 572 90 90,

Fax: (0 23 65) 572 90 91,

geschaeftsstelle@kavd.de

www.kavd.de



Wer und was Papst Franziskus prägt

Das Vorbild des Peter Faber SJ

Markus Roentgen

Dipl. Theol. Markus Roentgen, Exerzitienbegleiter und Geistlicher Begleiter ist seelsorglicher Ansprechpartner für Akademiker/innen im Erzbistum Köln.

Papst Franziskus hat in seinem Interview mit Antonio Spadaro SJ auf sein Vorbild, den Jesuiten Peter Faber SJ hin gewiesen¹. Er hat den seligen Pater Faber (1506-1546) Ende 2013 heilig gesprochen (dieser war von Papst Pius IX am 5. September 1872 selig gesprochen worden).

Was nimmt er von ihm wahr, warum ist dieser Mann aus der ersten Gefährtschaft des Heiligen Ignatius von Loyola (er teilte mit Ignatius von Loyola und Franz Xaver in der Pariser Zeit an der Sorbonne das Zimmer und hatte wesentlichen Einfluss auch auf das kontemplative Leben des Ordensgründers), so wesentlich für die Spiritualität Bergoglios/Papst Franziskus?

Peter Faber, eigentlich Pierre Favre, kommt aus Savoyen. Er war der erste Jesuit auf deutschem Boden. Zudem hat er in Köln die erste Jesuiteniederlassung in Deutschland 1544 gegründet und vielfach in Worms, Köln, Bonn, Regensburg, Speyer, Mainz und Aschaffenburg gewirkt als Theologe, Berater und Exerzitienbegleiter.² Von ihm überliefert ist im Grunde ein Buch, sein MEMORIALE, also ein Tagebuch.

Papst Franziskus weist auf seinen Mitbruder Michel de Certeau SJ (1925-1986) hin, dem er entscheidende Impulse zum Verstehen des Peter Faber verdankt. Certeau wird

gerade in Deutschland erst entdeckt als tief verstehender Denker des Mystischen, in der Spannung von unbedingter Konkretion im Gottvollzug (in allen Dingen) und der Abtragung aller Konkretion im Gottoffenen einer radikalen Ekstase ins Weiße der Unnennbarkeit und Unsagbarkeit des Göttlichen.

Papst Franziskus nennt Peter Faber ein Lebensvorbild eines reformierten Priesters, „für den innere Erfahrung, dogmatische Formulierung und Strukturreform eng und unlösbar miteinander verbunden sind.“³ Weiter heißt es dort: „Der Dialog mit allen, auch mit den Fernstehenden und Gegnern, die schlichte Frömmigkeit, vielleicht eine gewisse Naivität, die unmittelbare Verfügbarkeit, seine aufmerksame innere Unterscheidung, die Tatsache, dass er ein Mann großer und starker Entscheidungen und zugleich fähig war, so sanftmütig, so sanftmütig zu sein ...“⁴

In ihm verbinden sich der aus der Tradition der Kartause kommende schweigende Aspekt der Exerzitienspiritualität mit der Suche Gottes mitten in und auf den Straßen des Lebens: Jesus ist die Straße: „Ich bin der WEG, die WAHRHEIT und das LEBEN“ (Joh 14,6).

Ignatius hat betont, Peter Faber verstünde es besonders gut, seine Exerzitien zu geben.⁵

Faber lernte vor allem auf die inneren Bewegungen im Menschen zu achten, gerade im Blick auf anstehende Entscheidungen. „Daraus erwuchs in Faber der Sinn für eine ‚bewusste Einordnung in die heilsgeschichtliche Dynamik des Abstieges Christi in die Welt.‘“⁶

Sein geistliches Tagebuch, das Papst Franziskus so wesentlich ist⁷, zeigt Faber „als ‚einen, der mehr und mehr hineingenommen ist ins Geheimnis Christi, vermittelnd zwischen *Anfang* und *Ende*, anwesend im einen und im anderen, gegeben und verheißt in jeder noch so geringfügigen Wirklichkeit dieser Welt. Das Göttliche Menschsein (*humanitas divina*) ist in allem wirklich, wenngleich verborgen, unendlich und angemessen an die begrenzten Möglichkeiten aller Beteiligten zugegen. Sie ist Prüfstein für zielgerechtes Handeln: Nichts ist göttlich, was nicht auch wirklich ist. Die Gegenwart – das, was Faber zuerst als eine Art Milieu begriff – ist die Verbindung von *Anfang* und *Ende*; etwas anderes gibt es nicht. Den Ort, den diese grenzenlose Geringfügigkeit (*humilitas infinita*) im Leben des Apostels einnimmt, offenbart die Konzentration auf die Gegenwart: der *Leib Christi*, das Leben der Kirche, die kleinen Erledigungen des täglichen Dienstes, Arme und Kinder, alles, was Faber an diese Welt bindet, lässt ihn auch das unergründliche und unsichtbare Tätigsein wahrnehmen, das sich im Sichtbaren und Besonderen in der täglichen Zuverlässigkeit zeigt.“⁸ Certeau weist auf den intimen Dialog Fabers in dessen Memoriale hin, das er nur in den letzten Jahren seines Lebens (1542-1546) geführt hat.

Das gesamte Spektrum der Emotionen war Faber tief inwendig und weltwärts. Auch hier lässt sich der Einfluss auf Papst Franziskus vernehmen, der so sprechend aus dem Herzen auf die unterschiedlichsten Ereignisse

reagiert und daraufhin agiert – voll Freude, voll Trauer und Bestürzung (wie beim Besuch auf Lampedusa, angesichts der europäischen Mauer vor den übers Meer Einlass Suchenden, Flüchtlinge aus Afrika, die vor der Küste ertranken).

Zu Faber heißt es: „Er war gefühlvoll, empfänglich für alle Vorgänge, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, offen für die Welt, die er geliebt, an der er gelitten hat, geschaffen für eine Unruhe ohne Ende, die allein Gott zu stillen vermochte, die ihm aber selber zu schaffen machte. ‚Ich war all meinen Wünschen ausgeliefert‘, sagte er von seiner Jugendzeit.“⁹ „Im Gefühl dauernder Unsicherheit empfing und wusste Faber die Gabe des Friedens zu empfangen.“¹⁰

Ein innen zerrissener Mensch, der Peter Faber, der nur Gott suchte (und wohl der beste Theologe unter den ersten Gefährten des Ignatius, der Hirtenjunge aus Savoyen, der mit Leidenschaft als Mensch der Renaissance in Paris studierte) – und so, da sieht Franziskus tief, ein Heiliger, ein Apostel für unsere Zeit.

Certeau schreibt: „Ein waches Gespür für die Welt machte Faber zu aller Freund, zu einem sehr menschlichen, ja brüderlichen Apostel, der mit einer aus Gottes Geist stammenden Ausstrahlung zu gewinnen vermochte. Sich selbst verstand er als tröstenden Diener Christi. Doch Furchtsamkeit, Unentschlossenheit, Skrupel wurden, weil er sie angenommen hatte, zum Werkzeug einer Stärke, die aus Gott hervorging, und einer tief gründenden Autorität für die Menschen. Die anhaltenden und schmerzlichen Anstrengungen, die seine Schwächen forderten, um sich vom Leiden an ihnen zu lösen, hatten in ihm die Gabe der Unterscheidung geschärft, und er verstand es, in anderen ihre Gnadengaben zu entde-

cken, wachzurufen und zu stärken.“¹¹

Ein Mensch hin zu den Rändern, (hin und her zwischen kontemplativem Leben und sich hin gebender Aktion), dem wesentlich war, BEI SICH EINKEHREN zu können¹²; mit Gott bleiben und hinausgehen auf die Weidegründe; sie als göttliche Fluren achten, dort alltagstreu arbeiten!

WELT UND INNENLEBEN DOPPELSTREBEN

Da gibt es stete Wechsel, Rückfälle, tiefe Krisen – ja, JA!

Darin die ganz konkreten Geister der Anregungen in der Gottsuche wahren und unterscheiden lernen, das ist der starke Impuls des Faber für Bergoglio/Papst Franziskus.

In seinem Apostolischen Schreiben „Evangeli Gaudium“ hat der Papst sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf Peter Faber bezogen (Nr. 171), wo er an ihm hervor hebt, wie aus dem Genannten die Befähigung zur Geistlichen Begleitung erwachsen kann, als besonders wesentlichen Grund von Seelsorge und Pastoral: „Mehr denn je brauchen wir Männer und Frauen, die aus ihrer Erfahrung als Begleiter die Vorgehensweise kennen, die sich durch Klugheit auszeichnet sowie durch die Fähigkeit zum Verstehen, durch die Kunst des Wartens sowie durch die Fügsamkeit dem Geist gegenüber (...) die Kunst des Zuhörens (...), die mehr ist als Hören. (...) der selige Petrus Faber (Anm. Markus Roentgen: Zur Zeit der Veröffentlichung von „Evangeli Gaudium“ war die Heiligsprechung noch nicht erfolgt) sagte: ‚Die Zeit ist der Bote Gottes‘.“¹³

In Faber lebt beides verbunden (wie in vielen Menschen unserer Zeit) – „entweder ist er vom Geist des Überströmens (*spiritus abundantiae*) zu ausufernder Großherzig-

keit und Liebe hingerissen oder es plagt ihn der Geist der Verzagttheit (*spiritus penuriae*), der Angst, der Trockenheit.“¹⁴

Was ist je daran gut, was schadet, was will Gott durch diese Bewegungen von uns? Die Erfahrung, das Umgehen damit wird es lehren.

Für Faber wie für Papst Franziskus gilt, aus der Mitte der Spiritualität des Ignatius von Loyola, im Raum des Verlangens, welcher das Fundament der Geistlichen Übungen, der Exerzitien sind¹⁵, in jedem Moment des Lebens im Kreuzpunkt der beiden Achsen vital zu sein – der einen Achse, von oben bis unten, darbietend den Abstieg Gottes bis ins Innerste der Existenz, und der anderen Achse, von links bis rechts, in der die Erfahrung der Zeit und des Zeitlichen die Universalität des je Nächsten ausdrückt. Verhalten, das sich unmittelbar ans göttliche Handeln, entsprechend, rückbindet (religio).

So wird Gott immer gefunden, um ihn immer noch mehr zu suchen!

Unabschließbar.

JE GOTT OFFEN –

Anmerkungen

¹ Vgl. Antonio Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus:

http://www.stimmen-derzeit.de/zeitschrift/online_exklusiv/details_html?k_beitrag=3906412

² Vgl. hierzu Petrus Faber, Memoriale, übersetzt und eingeleitet v. Peter Henrici. Trier/Einsiedeln 1989, 30f.

³ Vgl., Antonio Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus, a.a.O., 8.

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. Ernst Eugen Niermann, Pierre Favre 1506-1546. Priester der Gesellschaft Jesu und die Anfänge der katholischen Reform in Deutschland; darin das Vorwort von Andreas Falkner SJ und darin die Übersetzung des Arti-

kels „Bienheureux Pierre Favre“ von Michel de Certeau SJ; hg. v. Andreas Falkner. Mannheim 2008, 7.

⁶ Ebd., 41.

⁷ Vgl. Petrus Faber, *Memoriale*, a.a.O.

⁸ Andreas Falkner zitiert hier Michel de Certeau, „Bienheureux Pierre Favre“: Ernst Eugen Niermann, *Pierre Favre*, a.a.O., 8.

⁹ Michel de Certeau, a.a.O., 11.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Vgl. ebd.

¹³ Papst Franziskus, *Apostolisches Lehrschreiben EVANGELII GAUDIUM*, Nr. 171.

Rom 2013.

www.vatican.va/holy_father/francesco/apost_exhortations/documents/papa-francesco.

¹⁴ Ebd., 12.

¹⁵ Vgl. dazu: Markus Roentgen, *Im Raum des Verlangens: Ders., Gott-Du*. Münster 2009, 12f.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN



*Hans Waldenfels
Sein Name ist Franziskus.
Der Papst der Armen.*

*Verlag Ferdinand
Schöningh, Paderborn
1. Auflage 2014
159 Seiten
ISBN 978-3506766397*

Hans Waldenfels' Hinführung zu Papst Franziskus, erschienen ein Jahr nach Antritt des Pontifikats am 13. März 2013 ist ein großer Wurf!

Nachdem in vielen veröffentlichten Publikationen auffällige Akzente des neuen Papstes hervor gehoben wurden, mitunter auch zu sehr auf die medienwirksamen Affekte hin betont, liegt nunmehr eine gründliche und grundlegende Studie vor, die zeigt, aus welchem existentiellen Hintergrund, aus welchen substantiellen Quellen sich die eindrucksvollen Gesten, Handlungen, Reden, Veröffentlichungen und Entschiede des Papstes aus Argentinien speisen. Jorge Mario Bergoglio ist alles andere als ein nur volksnaher, den Armen zugewandter seelsorgender Hirte der Kirche.

Bergoglio ist ein substantieller Denker, ein Meister der Unterscheidung der Geister (als profunder Schüler seines Ordensvaters Ignatius von Loyola), ein Kenner der geistlichen Traditionstradierung der Kirche, ein

Intellektueller mit Herzensfrömmigkeit, ein Gesellschaftskritiker aus dem Geist zärtlicher Liebe, ein Kirchenreformer aus der Wurzelbezogenheit zum Kern des Evangeliums hin, den er, wie der Namensgeber seines Papstnamen „Franziskus“, Franz von Assisi, direkt, mystisch, konkret bis ins Alltägliche entscheidenden und unterscheidenden Tuns ernst nimmt, ohne der Bemäntelung, *auch* ohne der pseudo-wissenschaftlichen Dekonstruktion des Evangeliums bis ins Nichterkennbare einer bloßen theologischen Textur-, *auch* ohne den vielen kirchenamtlichen Überformungen und Verdrehungen im Machtapparat der Kurie mit ihren bisweilen dubios obskuren Schattenmännern die fahle Hand zu reichen.

Waldenfels zeigt kenntnisreich, faktenge-sättigt, quellenkundig bis ins Detail, wie Bergoglio aus dem Kern der besten Rezeption des II. Vatikanischen Konzils zu verstehen ist. Neben der jesuitisch-ignatianischen Schulung (13-26), neben den franziskanischen Impulsen (91-113), taucht ein Mann im Bischofsamt des Bischofs von Rom auf, der endlich in Gestalt, Handlung, Lebensstil und Rede inkarniert, was etwa die epochale Intervention von Kardinal Lercaro während des Konzils von 1962 und der sog. „Katakombenpakt“ vom 16. November 1965 (zum Ende des Konzils) als primär für die Kirche in der Welt von heute als ihre Notwendende Reform in Selbstreform (und Selbstbekehrung) zunächst von den bestellten Häuptern der Kirche in der Nachfolge Jesu Christi der Kirche erwartete (s. Anhänge 141-148): Einfache Lebensstile, Bekehrung zur Armut im Leben mit den Armen, Aufgabe von Pfründen, Ti-

teln, das Ablassen von dem Gepränge des ganzen klerikalen „Karnevals“, den Bergoglio in seiner ersten Amtshandlung als Papst Franziskus bereits abstreifte. Verzicht auf die Eitelkeiten und den Buhei im Kleirus, Verzicht auf Ehrentitel, opulenten Lebensstil, teure Häuser und Wohnungen, schicke Autos, prunkende Gewänder. Wesentlicher aber: Nach ganz unten gehen und das Leben der Armen nicht nur sehen und verstehen lernen, sondern kennen, teilen, lindern und daraus das prophetische, das kritische, das visionäre Wort sagen und diesem mit dem Leben Geltung geben: Das Leben Jesu mit dem eigenen Leben – leben!

Waldenfels arbeitet dies anhand der veröffentlichten Publikationen des Papstes heraus, seinen Büchern und Interviews, den Reden und Verlautbarungen des ersten Jahres, den Büchern aus seiner Zeit als Bischof von Buenos Aires, der tiefer gehenden Exegese der vielen zeichenhaften Handlungen von Papst Franziskus, die alles andere als spontan, die vielmehr sehr gründlich vorbereitet und so auch medienkompetent gestaltet wurden, damit die öffentliche Welt Kunde erhält von der Leben ermöglichenden Gestalt, vom Trost und von der Freude des Evangeliums (vgl. 27-36; 53-70; 71-114).

Hier wird offenkundig, dass die größere Liebe zur Kirche ihre basale Kritik als Selbstkritik enthalten muss, so, wie Kardinal Bergoglio sie schon in seiner Vorkonklaverede überdeutlich zusammen gebracht hat. Dieses Programm wird von Waldenfels noch einmal in Gänze dokumentiert (29f). Die Daseinsfreude und der Trost des Evangeliums benötigen kühne Redefreiheit und nicht das Schüren der Angst vor episkopalen Engführern in ihren selbstreferentiellen Programmen. Ein Herausgehen an alle Grenzen der menschlichen Existenz (an

„die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends“ – vgl. ebd.) aus der Treue zur Mitte des Evangeliums Jesu Christi. Keine um sich kreisende Kirche, sondern mit Jesus, dem „magister interior“ heraus gehen zu den Menschen und Dingen, hinein in die wunden Orte von Schöpfung, Gesellschaften, Völkern, die nach Hoffnung, Trost, Leben und zärtlichem Lieben schreien und dazu der gelebten Gerechtigkeit in Barmherzigkeit bedürfen. Das Volk *Gottes* (Lumen Gentium 12) darf nichts und niemanden ausschließen im Lieben und Erbarmen („Evangelii Gaudium 23“). Die Armut lieben, wenn sie, frei gewählt, frei macht, sie bekämpfen, wo sie knechtet, etwa den tödenden Gestus entfesselter menschenverachtender kapitalistischer Weltwirtschaftsdoktrin. Die Armen immer lieben als Erstadressaten der frohen Botschaft Jesu (vgl. 103ff). Keine Angst haben, hier Klartext zu sprechen – auch wenn die „Umdeutemeister“ der Botschaften des Papstes in manchen Teilen der Kirchengspitze sich längst zur Relativierung seines bisherigen Pontifikates aufgeschwungen haben und es erstaunlich ist, wie selektiv der „Gehorsam“ zum Papst gegenwärtig gerade in den kirchenrestaurativen Kreisen fröhliche Urstände feiert, da, wo ansonsten, wenn ein Papst passt, rigide der Gehorsam zum Petrusamt stets eingefordert wird.

Schließlich mündet Waldenfels Buch in einer ersten grundlegenden Erläuterung zum päpstlichen Lehrschreiben „Evangelii Gaudium“ (115-140), worin die Essenz des bis dahin aus den vorhandenen Quellen Zusammengefügten und Bedachten mündet. Hier wird erstaunlich deutlich, dass es einen (scheinbar wie verborgenen) Vorgänger im Amt gibt, dem Papst Franziskus in größter Nähe verbunden ist – besonders

dessen Enzyklika „Evangelii nuntiandi“ von 1975: Die große Anknüpfungsperson, die Jorge Mario Bergoglio/Papst Franziskus nachhaltig akzentuiert zitiert ist: Papst Paul VI! Dessen Betonung der notwendigen Inkulturation des Evangeliums *aus* jeder Kultur, Sprache und Weltgegend, dessen Vorrang des gelebten Zeugnisses des Evangeliums (TESTIMONIUM VITAE) vor dem Zeugnis des Wortes und des Kultes, dessen Insistenz auf Evangelisierung primär als Selbstevangelisierung vor allen missionarischen Programmen, schließlich dessen kühne Sicht auf notwendige Dezentralisierung um des besseren Ganzen willen – (in Würdigung der folgenden Pontifikate) findet nun in Papst Franziskus mutige Weiterentwicklung. Das Zukunftweisende des Konzils, auch das Zukunfts-Offene, das wir noch nicht wissen, das im MEHR, im „Magis“ Gottes verborgen schon lebt, wird im „Papst der Armen“, in seiner Mystik der offenen Sinne (vgl. 38ff) visionär und alltagstreu ansichtig. Waldenfels Buch ist dazu wesentliche Lesehilfe!

Markus Roentgen



Martin Bauschke
Der Sohn Marias
Jesus im Koran

Darmstadt: Lambert
Schneider 2013. 224 S.
ISBN 978-3-650-25190-9

Martin Bauschke, der schon 2001 das Buch „Jesus im Koran“ herausgebracht hatte, begab sich mit diesem neuen Band, das wie eine Neuauflage seines ersten Werks klingt, noch tiefer in die islamischen Vorstellungen eines ihrer Propheten, ohne dabei die Einflüsse und Anschauungen der heterodoxen christlichen Strömungen außer Acht zu lassen.

Vergleiche, die vor allem anschaulich über Exkurse und Anhänge gebracht werden, sowie Unterschiede, etwa die der Patrilinearität im Neuen Testament, wohingegen der Koran Jesu Abstammung auf seine Mutter verweist, mit der absolut gebrauchten Bezeichnung „Sohn Marias“ (daher der Titel), runden das Bild dieser beiden monotheistischen Religionen ab und bringen sie dem Leser in jeder Hinsicht näher. Die Beobachtungen und Beschreibungen der Strukturen der Heiligen Schrift vermitteln dem Leser, dass der Koran etwaige christliche Ambivalenzen mit einseitigen Eindeutigkeiten zu vermeiden versucht. So finden sich Anbindung und doch Widersprüche des Korans gegenüber der (vor allem früh-)christlichen Tradition, etwa die Betonung der Jungfräulichkeit Marias im Koran, die im Neuen Testament kaum eine Rolle spielte, bis diese im spätantiken Chris-

tentum an Bedeutung gewann. In einzelnen Exkursen verweist Bauschke der Vollständigkeit halber teils auch auf gewagte Thesen und Christianisierungstendenzen, u.a. etwa jene des Autors Luxenberg, dass die 27. Nacht des Ramadan, also die Herabkunft des Korans, eine reine Umdeutung der Weihnachtsgeschichte sei (Sure 97). Bauschke relativiert solche Ansätze jedoch mit der Absicht, die Eigenständigkeit des Korans zu betonen. In weiteren Kapiteln widmet sich der Autor Jesus und seiner Botschaft, insbesondere seinen Gleichnissen, bzw. der kanonischen Adaptierung jüdisch-christlicher Traditionen, sowie den innerchristlichen Schismen um die Natur Christi, und letztlich den daraus entstehenden verschiedenen Formen der frühen christlichen Kirche. Ein wesentlicher Punkt, die Frage der Trinitätslehre kommt im Islam nicht vor, denn aus islamischer Sicht ist Gott nicht gezeugt noch hat er gezeugt. Somit stellen sich gewisse dogmatische Fragen nicht, mit denen die Kirchen bis heute zu kämpfen haben. Umso interessanter ist der Blick auf Unterschiede der frühen Christen untereinander (Judenchristen, Heidenchristen, gnostizierende Christen) und der muslimischen Gelehrten, etwa hinsichtlich der Kreuzigung und deren Auslegungen.

Besonderes Augenmerk wird im Buch entsprechend dem Kreuzigungsversprechen, der doch ein völlig anderes Ende verrät: „...haben ihn nicht getötet, sondern es kam ihnen nur so vor“. Bauschke geht dabei auf verschiedene Deutungs- und Übersetzungsmöglichkeiten ein.

In weiteren Exkursen wird auch versucht zu (er)klären, wie Entrückungen und Verklärungen Jesu sowie Endzeitvorstellungen (Jüngster Tag), worin Jesus eine wichtige Rolle spielen werde, im Koran interpretiert werden. Letztendlich schließt sich der

Kreis, in Botschaft und im Gottes-Dienst Jesu: Laut Koran sind seine Worte am Tag des Jüngsten Gerichts dieselben wie seine allerersten Worte als Kind auf dem Arm seiner Mutter: „Dienet Gott, meinem Herrn und Eurem Herrn!“ Die messianologische Skizze des Korans ist dabei weniger ereignis- oder handlungsorientiert als vielmehr auf Jesu Person oder seine Worte fokussiert. Eine Aufzählung und Darstellung der älteren Propheten monotheistischer Religionen als „Ur-Muslime“, zu denen letztlich Jesus gehört, vervollständigen die Weltsicht des Lesers.

So versucht Bauschke in seinem Werk mit Vorurteilen aufzuräumen, was das westliche Bild der muslimischen Vorstellung Jesu betrifft. Ein frappanter Unterschied besteht zwischen christlicher und muslimischer Sicht, dass für Letztere Jesus zum einem noch nicht auferstanden ist, und zum anderen nicht Gottes Sohn ist. Und doch kommt im Koran der irdische Jesus entsprechend den synoptischen Evangelien im Neuen Testament sehr nahe, unter anderem der urchristlichen Spruchquelle Q sowie den Thomas-Evangelien. Am Ende geht Bauschke in einem kurzen Exkurs auf andere Religionsgründer ein, die alle ihre eigene Vergöttlichung zu vermeiden suchten, aber aus Gründen der Staatsraison letztendlich dazu erhoben wurden. Im Anhang zeigt ein ehemals zu Studienzwecken verwendeter Fragebogen dem Leser auf, wie viel dieser vor der Lektüre des Buchs über Jesus im Koran wusste, während Übersichtstabellen Texte verschiedener Evangelien mit jenen des Koran vergleichen, weiter offenbaren christologische Dogmenbildungen, Erklärungen und Charakter zu Propheten und Gesandten, und letztendlich erneut das Jesusbild Verständnis und Missverständnis christlicher Sicht über den Koran. Ein Literaturverzeichnis folgt, unterteilt in Literatur zu Koran, historischen Quellentexten, Sekun-

därliteratur und letztlich einem Koranstellenregister.

Insgesamt ein hervorragendes Buch, das Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen christlicher und islamischer religionswissenschaftlich und hermeneutisch fundiert belegt, und die Basis für einen konstruktiven Dialog stellt. Martin Bauschke ist evangelischer Theologe, Religionswissenschaftler und Leiter des Berliner Büros der Stiftung Weltethos. Seine Werke sind interdisziplinär und historisch-kritisch ausgerichtet: Jesus im Koran (Böhlau, Köln 2001) und Jesus – Stein des Anstoßes. Die Christologie des Korans und die deutschsprachige Theologie (Böhlau, Köln 2000). Rezension aus: bbs 2.2014 <http://www.biblische-buecherschau.de/2014/Bauschke_Jesus.pdf>

Rainer Feldbacher

KAVD - Eigenverlag
Postfach 20 01 31
45757 Marl



Hinweis aus der KAVD Geschäftsstelle

Ab Januar 2015 werden für die Dauer von mindestens fünf Jahren alle der KAVD Geschäftsstelle vorliegenden Ausgaben der Zeitschrift *RENOVATIO* (letztes vorliegendes Heft ist Heft 1, Jahrgang 32, März 1976) als kostenloser Download auf der KAVD-Homepage zur Verfügung gestellt.